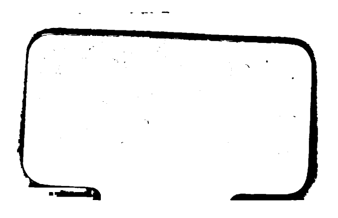

DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Briefe aus Paris

1831 — 1832

von

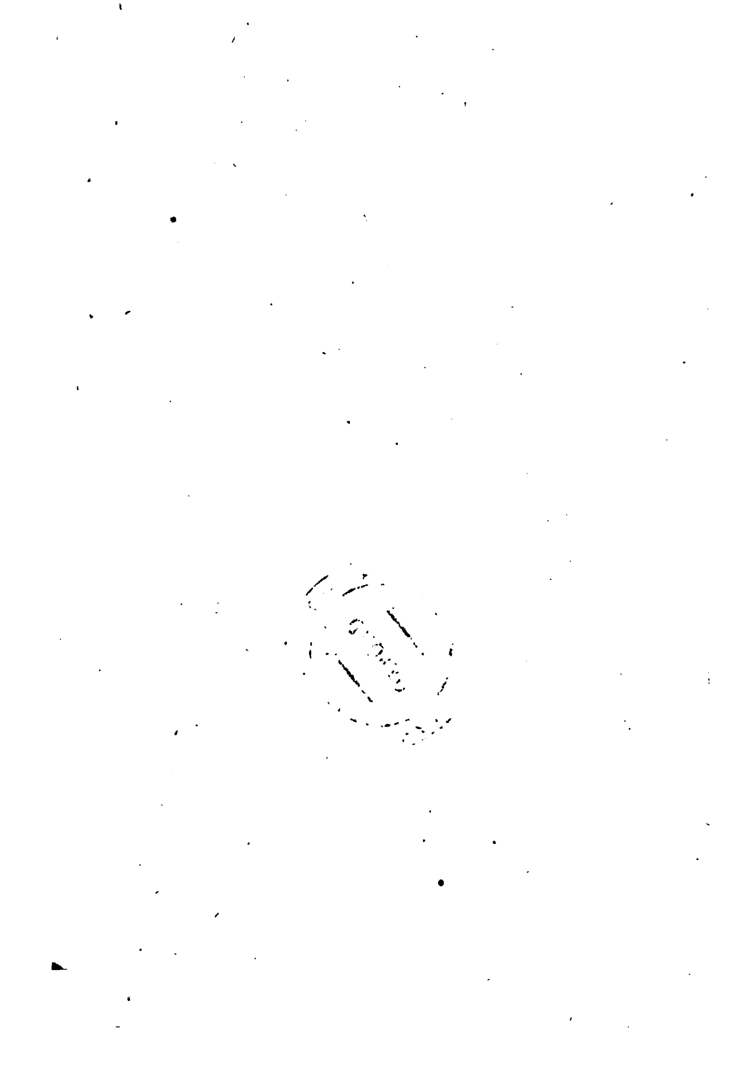
Ludwig Börne.

Dritter Theil.

Paris.

Bei L. Brunet.

1833.



Inhalt.

Erster Brief.

Lüneville, Mittwoch den 21. September 1831.

— Als ich mich Strasburg näherte, ward mir sehr bange vor Quarantaine und Douane. Es ist etwas Grünes und Gelbes, Afrikanisch-Schlangenartiges in diesen Worten. Ich zitterte vor dem gelben Hause auf der Rheininsel, das, wie ich hörte, zum Contumazgefängnisse bestimmt ist, und, wie uranfänglich zum Tempel der Langeweile bestimmt, verdrüslich und schläfrig zwischen den Bäumen hervorsah. Es ging aber alles sehr gut und schnell von

Statten. Ich und meine Koffer wurden für gesund und loyal erklärt. Nicht einer wurde aufgemacht, sondern blos etwas oberflächlich im Wagen nachgesehen. Das vorige Mal, da ich mit einer Miethkutsche nach Strasburg kam, wurde mir Alles durchstöbert. Der Douanier fragte mich, ob es mein eigener Wagen wäre und als ich es bejahte, traute er mir. Als wenn nur reiche Leute ehrlich wären! O, ihr armen Seelen habt es doch gar zu schlimm! Wir Diebe, oder Enkel euerer Diebe, fürchten jede Stunde, ihr, von uns Bestohlenen oder Enkel der von uns Bestohlenen, möchtet einmal so klug werden, euer Eigenthum zurückzufordern — welche diebische Gesinnung wir an euch sehr unmoralisch finden; und darum trauen wir euch nicht und passen sehr auf.

Ich verliere immer den Kopf, so oft ich mit einer Polizei oder Douane zu thun habe; denn mir ist sehr gut bekannt, daß mit einem Spitz-

buben niemand größere Aehnlichkeit hat als ein ehrlicher Mann. Als mich der Zöllner fragte, ob ich nichts zu deklariren hätte, antworte ich: rien que quelques paquets de tabac pour ma consomation. Darauf fragte er: votre qualité? Ich verstand, er wollte die Qualität des Tabacks wissen und erwiederte: qualité ordinaire. Er hatte aber nach meinem Stande gefragt. Im Wachthause erkundigte sich der Thorschreiber nach Neuigkeiten bei mir, und als ich von Polen zu erzählen anfing, lief er schnell zurück und holte einen Gensd'armen und noch einen Herren aus der Wachtstube. Letzterer, wahrscheinlich ein Polizeibeamter, forschte mich sehr gründlich nach Neuigkeiten über Polen aus. Ich berichtete Tröstliches, wofür er mir sehr artig dankte. Dieser Herr schien eigens an den Eingang der Stadt beordert worden zu seyn, um die Reisenden, die von Deutschland kommen, auszufragen. Die Regierung mag große Unruhe ha-

ben. Auf meine Bemerkung über die Volksbewegung, welche die Geschichte von Warschau wahrscheinlich in Paris hervorbringen werde, gab mir der Polizeimann recht; doch lächelte er dabei.

In Strasburg sprach ich viele Deutsche und einige französische Patrioten. Sie haben bei zwölf Flaschen Wein sechs Fürsten weggejagt. Den König von Preußen wollte ich beibehalten, ward aber überstimmt. Höflich, wie Sie mich kennen, disputirte ich nicht lange. Mein Plan, den Prinzen von Coburg zum Könige von Deutschland zu machen, fand großen Beifall. Sie werden bald mehr davon hören.

Ich habe Glück mit dem Wetter. Gestern in Strasburg regnete es, ich brauchte es nicht besser. Heute aber ist einer der schönsten Tage, die ich diesen Sommer noch gesehen. Gestern Abend führte mich *** in das Casino, und dann in sein Haus zum Abendessen. Mein

Kritiker, Professor ***, war auch unter den Gästen. In einem zweiten Artikel aus meinen Schriften sind Pariser Sachen übersetzt, unter andern die Erzählung vom Greve-Platz. Ganz vortrefflich. *** las daraus vor. Er fragte mich, was er ferner übersetzen sollte? Ich antwortete: die Wahl sey schwer, es sey alles schön.

Die Vorfälle in Paris werden Sie erfahren haben. Man zweifelt jetzt nicht mehr an der Abdankung des Ministeriums. Ob Frankreich in dieser Stunde ein Königreich ist oder eine Republik, das mag der Himmel wissen. Ich habe heute noch keine Zeitung gelesen.

— Ist Maria noch muthig und beharrlich? (In der Wasserkur.) Auf jeder Post begleite ich die Pferde an die Tränke, und saufe mit ihnen gemeinschaftlich.

Zweiter Brief.

Paris, Dienstag den 27. September 1831.

Schon No. 4! Ach hielten wir nur schon an No. 74, womit unsere vorjährige Correspondenz geendigt! Ihren Brief habe ich gestern erhalten, also erst am sechsten Tage! Hu! Der war schauerlich und roch nach Pest. Sie hätten ihn gewiß nur mit Handschuhen berührt. Er hatte zwölf mit einem Messer gemachte Einschnitte, war so stark in Essig getränkt, daß man ihn auf eine Kopfbeule mit dem schönsten Erfolge hätte legen können, und die Dinte war

von der Schärfe des Essigs ganz aufgelößt. Es war ein schwarzes Meer. Doch konnte ich ihn deutlich lesen.

In Wien soll die Cholera schrecklich wüthen, auch unter den höhern Ständen. Sie ist dort ganz jakobinisch und ruft: à bas les aristocrates! Das hat man von keinem andern Orte gehört und an dieser Bösartigkeit mag wohl die bekannte Schlemmerei der Wiener Schuld seyn. Zwar wird sie die Furcht mäßig gemacht haben; aber die Mäßigkeit eines Wiener Magenmenschen ist immer noch eine halbe Indigestion. Auch gestehen sie dort selbst, daß ihre Krankenanstalten noch nicht vollendet gewesen, als sie von der Cholera überrascht worden. Ich aber bin überzeugt, daß die verdammte Scheu der Oestreichischen Regierung vor jeder Oeffentlichkeit, die Cholera in Wien verheerender gemacht hat als sonst überall. Der Oestreichische Beobachter, den ich erst gestern gelesen, erzählt kein

Wort von der Cholera. Der Tod, wie das Leben ist dort ein Staatsgeheimniß.

*** ist auch noch hier, in Baden war er so kränklich, hier ist er ganz gesund. Er fragte mich nach meinen Damen. Es ist sein leidenschaftlicher Wunsch mit seiner Familie hier wohnen zu können. Paris gefällt ihm ungemein, aber, wie mir, mehr das öffentliche Leben; Gesellschaften besucht er wenig. Von den Franzosen in politischer Beziehung hat er die schlechteste Meinung bekommen, auch von der Oppositions-Parthei. Sie wären ganz wie vernagelt, und von dem Auslande, besonders von deutschen Verhältnissen, hätten sie nicht die gemeinsten Schülerkenntnisse.

Ein Italienischer Sänger Rubini ist jetzt hier; der soll ein Wunder sein, Alle, die strengsten Kenner, sind entzückt von ihm. Meine Malibran ist noch abwesend. Inzwischen hat die Pasta, die viel verlohren haben soll, deren

Rollen übernommen. Die Devrient ist diesen Winter am italienischen Theater engagirt. Meier-Beer's Oper kömmt bald zur Aufführung. — O Pfui! was krieche ich da auf dem Papiere herum, wie eine Abendblatt-Laus!

Ich denke immer noch daran, ein Journal herauszugeben und von Neujahr damit anzufangen; bis dahin aber den Stoff vorzubereiten. Ich will auch suchen in die Kunst einzudringen, die mir bis jetzt fremd war. Ich muß auf ein ruhiges Asyl für meinen Geist bedacht seyn; denn aus dem Gebiete der Politik, wie ich vorhersehe, werden wir Deutsche bald vertrieben werden.

Das Wetter wird alle Tage schöner. Gestern habe ich bei * * * in Passy gegessen. Er wohnt am Bois de Boulogne, in einem schön gelegenen Hause, das eine herrliche Aussicht auf Stadt und Land hat. Ueber der Thüre ist ein Italienischer Namen eingehauen,

der eines Arztes, dem vor dreihundert Jahren Franz I. dies Haus geschenkt. In dem nehmlichen Hause wohnte vor sechzig Jahren Franklin, und der erste (bekanntlich von ihm erfundene) Blitzableiter, den Paris bekam, wurde auf dies Haus gesetzt.

Dritter Brief.

Paris, Samstag den 8. October 1831.

Nun, schmeckt Ihnen Frankfurt? Ich denke wie Kamillenthee. Nicht gerade erst jetzt wegen dieser Cholerischen Zeit; mir hat es immer so geschmeckt. Eine Apotheke — alles getrocknet, alles zerstoßen, alles in Büchsen und Schachteln. Nichts frisch, nichts ganz, nichts frei. Und der vornehme Moschus-Geruch, den der Bundestag zu uns gebracht, der macht einem gar übel. Ist noch nichts verordnet wie viele Juden an der Cholera sterben

sollen? Wie viele Einheimische, wie viele Fremde? Geht es nach der Anciennität der Leibschmerzen oder wird nach Gunst verfahren?

Was es mir in dieser Pest- und Kriegeszeit für Verdruß macht, daß ich so wenige Naturkenntnisse habe, kann ich Ihnen nicht genug klagen, und nie verzeihe ich es Ihnen, daß Sie mich so schlecht erzogen haben. Eigentlich bin ich ganz auf die Natur angewiesen, ich habe einen unbeschränkten Kredit bei ihr und sie hat noch alle meine Forderungen bewilligt. Ich bin ein gebohrener Naturphilosoph. Ich habe von meiner frühesten Jugend an Gott und Menschheit vom Standpunkte der Natur betrachtet; die Religion war mir das All-Element, die Geschichte eine Art höherer Magnetismus; Geist und Materie unterschied ich nie; der Geist war mir eine unsichtbare Materie, die Materie ein unsichtbarer Geist. Dieser Naturglaube gab mir eine gemeinschaft-

liche Regel, gemeinschaftliches Maas und Gewicht für Alles. Darum setzte mich nie etwas in Verwirrung; darum verwunderte ich mich nie über etwas. Komete, Peste, Kriege, Revolutionen und Erdbeben, wußte ich immer in die natürlichsten Verbindungen zu bringen, und wenn mir die Anmaßung der unwissenden Menschen, die das Alles für Aberglauben erklären, nicht lächerlich erscheint, so habe ich diese Nachsicht eben auch meiner Natur-Philosophie zu danken, die mich lehrt, daß Dummheit und Menschendünkel Elemente sind, wie andere. Nun habe ich zwar ein glückliches Ahndungsvermögen, das mich Blinden auf den rechten Weg führt; aber den Weg kenne ich nicht, und ich weiß weder Andern noch mir selbst zu beweisen, wovon ich doch so fest überzeugt bin. Und daran sind Sie schuld.

Ein Aufsatz über die Cholera, den die allgemeine Zeitung in den letzten Tagen enthielt,

hat mich von meiner Unwissenheit in den Naturwissenschaften recht betrübt überzeugt. Der Verfasser hat ganz meine Ansicht, daß die epidemischen Krankheiten der Menschen mit den Krankheiten der Erde zusammenhingen. Nur spricht er von feuerspeienden Bergen, von Erdbeben, Elektrizität, ungewöhnlicher Abweichung der Magnetnadel und andern Dingen, die ich wenig verstehe und was Sie mir in Ihrem nächsten Briefe, wie ich hoffe, all erklären werden. Der Verfasser kommt zu dem Resultate: daß die Cholera höchstens in sehr gelinder Art, vielleicht aber gar nicht weiter nach dem westlichen Europa vordringen würde. Er meint, die unterdessen stattgehabten Erdbeben und Ausbrüche der Vulkane, so wie die Entstehung neuer vulkanischer Inseln bei Sicilien hätten diesen Theil der kranken Erde geheilt. Wir werden sehen. Ich möchte den Vorschlag machen, Kamillen- und Pfeffermünzthee, statt ihn

den Menschen einzugeben, lieber der Erde selbst einzugießen, indem man große Löcher hineingräbt; und um die ganze Erde in der Gegend des Aequators eine Flanellbinde zu legen, sie vor Erkältung zu schützen. Dann würde die Cholera aufhören. Was sagen Sie dazu?

— Die Juden sind dümmer wie Vieh, wenn sie sich einreden, bei entstehender Revolution würden sie von den Regierungen geschützt werden. Nein, man würde sie dem Volkshasse aufopfern; die Regierungen würden suchen sich um diesen Preis von der Revolution loszukaufen. Wenn man in Indien die gräuliche Boaschlange erlegen will, jagt man ihr einen Ochsen entgegen; den frißt sie ganz auf und dann, wenn sie sich nicht mehr bewegen kann, tödtet man sie. Die Juden werden die Ochsen seyn, die man der Revolution in den Rachen führt, und wenn sie sich

nicht auf mein Journal abbonniren mag, ihnen Gott gnädig seyn.

Gestern Abend war * * * bei mir, um Abschied zu nehmen. Er reist heute zurück. Es giebt nichts komischeres als die Verzweiflung dieses Mannes, wieder in den deutschen Kerker eingesperrt zu werden, und nicht in Paris bleiben zu können. Mich beneidet er wie einen Gott. Mit * * * ist es das Nehmliche. Vor einigen Tagen sprach ich von seiner baldigen Abreise mit ihm; darüber ward er ganz wild und fast boshaft, und bat mich um Gotteswillen, doch von dieser Sache nicht zu sprechen.

List hat ein sehr gutes Büchelchen in französischer Sprache, über Eisenbahnen hier drucken lassen. Es soll sich eine Aktiengesellschaft bilden, welche Eisenbahnen von Paris nach Havre und Strasburg führen, so daß man in zwölf Stunden von hier nach Stras-

burg wird reisen können, und weiter nach Frankfurt gezogen in achtzehn Stunden dorthin. Wenn ich Morgens von hier abreiste, könnte ich Abends Thee bei Ihnen trinken und den andern Abend wieder hier seyn. Welch ein reizender Gedanke! Heine sagt zwar, es sei eine schreckliche Vorstellung, in zwölf Stunden schon in Deutschland seyn zu können. Diese Eisenbahnen sind nun meine und List's Schwärmereien, wegen ihrer ungeheuern politischen Folgen. Allem Despotismus wäre dadurch der Hals gebrochen, Kriege ganz unmöglich. Frankreich, wie jedes andere Land, könnte dann die größten Armeen innerhalb vier und zwanzig Stunden von einem Ende des Reichs zum andern führen. Dadurch würde der Krieg nur eine Art Ueberrumpelung im Schachspiel, und gar nicht mehr auszuführen.

Ich freue mich, daß Sie jetzt wegen der Cholera beruhigter sind. Aber ich mußte laut

auflachen, als Sie mir Vorwürfe machten, ich hätte Ihnen die Angst eingeredet. Das wäre Wasser in den Main tragen. Merkur, der Gott der Beredtsamkeit, wenn er ein paar Bouteillen Champagner getrunken hat und besonders begeistert ist, könnte Ihnen vielleicht eine Furcht ausreden; aber einreden — das vermag kein Gott; da ist alles so vollgepfropft, daß nicht für die kleinste Furcht mehr Platz ist. Ich kann mir wirklich nicht anders erklären wie Sie die Cholerafurcht in Ihrem Angstmagazin haben unterbringen können, als daß ich annehme, Sie haben vorher andere Aengste herausgeworfen. Sehen Sie, das nennt man in der Aesthetik satyrische Schreibart! Verlassen Sie sich darauf, daß unser Professor Oertel mit seiner Wasserkur gegen Cholera Recht hat. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt. Ich habe gestern wieder zwei neue Hefte von Oertels Wasser-Bibel bekommen, worin

schöne Beispiele vorkommen. Unter andern: Vor kurzem starb in Anspach eine alte Jungfer von 97 Jahren. Die Todtenweiber, die mit diesem armen alten Hunde keine Umstände machen wollten, wuschen sie, statt wie üblich mit warmen, mit kaltem Wasser. Davon wachte die Jungfer aus dem Scheintode wieder auf und lebte noch drei Tage.

Ein Baron von Maltitz, seit kurzem hier, hat mich vorgestern besucht. Es ist der Schriftsteller, dessen Buch Gelasius der graue Wanderer ich kritisirt, und der mir in irgend einer Zeitung dafür gemüthlich gedankt, und mich dabei: Alter Börne! angeredet hat. Seine Schriften machen Glück und werden viel gekauft. Vor mehreren Jahren ließ er in Berlin ein Schauspiel der alte Student (es ist gedruckt) aufführen. Das Stück enthielt Anspielungen auf die frühere Unabhängigkeit Polens. Diese wurden bei der Aufführung

von jungen polnischen Studenten gehörig gedeutet und mit Enthusiasmus beklatscht. Zur Strafe wurde Maltitz, obzwar sein Stück die Censur passirt hatte, und er ein gebohrener Preuße ist, aus dem Lande verbannt. In der letzten Zeit schrieb er ein episches Gedicht Polonia, was sehr viel gelesen wird. Selbst in Paris wurden 200 Exemplare verkauft.

Goethes Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre leblose Seele giebt es auf der Welt nicht mehr, und nichts ist bewundernswürdiger als die Naivität, mit welcher er seine Gefühllosigkeit an den hellen Tag bringt. Das Buch ist eine wahre Bibel des Unglaubens. Ich habe beim Lesen einige Stellen ausgezogen, und ich lege das Blatt hier bei. Viele Bemerkungen hierüber waren gar nicht nöthig; Goethes klarer Text macht die Noten überflüssig. Und solche Consuln hat sich das deutsche Volk ge-

wählt! Goethe — der angstvoller als eine Maus, beim leisesten Geräusche, sich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach sich selbst die todtgeschaffenen Steine sehnen — alles, alles hingiebt, um nur in seinem Loche ungestört am gestohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler aber gleich muthlos, sich vor Tyrannei hinter Wolkendunst versteckt, und oben bei den Göttern vergebens um Hülfe fleht, und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr sieht, und die Menschen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und so — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beschützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker.

— Fragen Sie mich so oft Sie wollen nach dem Straßenkothe; aber fragen Sie mich nie nach der französischen Politik. Es ist ein gar

zu schmutziges Ding. Voriges Jahr sagte ich: Der König ist verlohren, jetzt sage ich: Frankreich ist verlohren. Wenn nicht der Senator *** oder sonst so ein frankfurter Philister, besser Frankreich regierte als das Ministerium, will ich ein Schurke seyn. Gelobt wird auch die Regierung von allen fremden Kabinetten wie ein Kind, das sich artig aufgeführt. — Es ist eine Schmach! und stolz sind sie auf dieses Lob — es ist Wahnsinn. — Der König wohnt jetzt in den Tuillerien. Er wollte es sich bequem machen, er ist jetzt dem Place Louis XV. etwas näher, als im Palais Royal.

In Berlin ist ein junger Referendarius zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden, weil er mehrere Artikel, die im Messager über die preußische Regierung gestanden, ins Deutsche übersetzt und einigen Freunden zu lesen gegeben hatte. Das Urtheil lautet: „weil er versucht,

Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen." Jetzt ist es sogar ein Verbrechen, wenn Einem die Regierung kein Vergnügen macht! Da müßte man die Regierungen zuerst einsperren, denn diese verbreiten am meisten Mißvergnügen gegen sich selbst. Alles gehet zurück, theure Freundin. Der Jammer ist nur, daß wir nicht mit zurückgehen, und wieder jung und dumm werden. Adieu, ich gehe in's Louvre. Ich studiere jetzt Gemälde und Thiere. Vorgestern im Jardin des Plantes war ich ganz verlohren in dem Anblicken der herrlichen Löwen. Der Eine hat ein junges Hündchen zum Zeitvertreibe in seinem Käfig. Der Löwe schlief, das arme Hündchen saß in dem entferntesten Winkel, betrachtete den Löwen mit unverwandten Blicken, rührte sich nicht und sah betrübt aber unterwürfig aus. Es war ein rührendes Bild der Willenlosigkeit, wie der Löwe ein schreckliches der Willkühr. Ich wünschte Löwe oder Hündchen

zu seyn; aber so in der Mitte stehen, den Stolz des Löwens und die Schwäche des Hündchens — das ist die Langeweile.

Tag- und Jahrs-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1789 bis 1806.

(Goethes Werke 31ster Band.)

„Der Geist nähert sich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheits-Gedichte." — Wie Einen Gelegenheits-Gedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreife ich nicht, Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen ist. Aber wer ein so wetterwendisches Herz hat, daß ihn die Gelegenheit leicht in ihre Kreise fortzieht, wenn die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der

hat die Dichtkunst gefunden, gestohlen, erworben vielleicht mit seiner Händearbeit, geschenkt wurde sie ihm nie.

1789.

Kaum hatte sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien in die Weimarischen Verhältnisse wieder eingesponnen, als die Revolution losbrach. „Schon im Jahre 1785 „hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprech„lichen Eindruck auf mich gemacht. In dem „unsittlichen Stadt=, Hof= und Staatsab„grunde, der sich hier eröffnete, erschienen „mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, de„ren Erscheinung ich geraumere Zeit nicht los„werden konnte; wobei ich mich so seltsam be„nahm, daß Freunde, unter denen ich mich „eben auf dem Lande aufhielt, als die erste „Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur „spät, als die Revolution längst ausgebrochen

„war, gestanden, daß ich ihnen damals wie
„wahnsinnig vorgekommen sei. Ich verfolgte
„den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, be-
„mühete mich in Sicilien um Nachrichten von
„Cagliostro und seiner Familie, und verwan-
„delte zuletzt, nach gewohnter Weise, um alte
„Betrachtungen los zu werden, das ganze
„Ereigniß unter dem Titel: der Groß-
„Cophta, in eine Oper, wozu der Gegen-
„stand vielleicht besser als zu einem Schau-
„spiele getaugt hätte." Die Ausbrüche der
Revolution zu einer Oper begeistert! Wer je-
des Gefühl, sobald es ihm Schmerzen verur-
sacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen
Zahn, den wird freilich nichts in seinem
Schlafe stören; aber mit Gefühllosigkeit, mit
einer hohlen Seele, ist der Schlaf doch et-
was zu theuer bezahlt!

O welch' ein Klein-Cophta! Statt in
der Hofgeschichte eine Weltgeschichte zu sehen,

sieht er in der Weltgeschichte eine Hofgeschichte. Und wie ihn seine Philister-Ehrfurcht vor den Großen wie blind und taub, so auch stumm gemacht. Den Cardinal Rohan verwandelt er in einen Domherrn. Die Königin in eine unvermählte Dame! Es ist gar kein Sinn in dieser Geschichte, so dargestellt. Aber Cagliostro! Es ist nicht zu leugnen, daß ihn Goethe mit Freundschaft behandelt. Es war Dankbarkeit. Einem moralischen Gourmand wie Goethe mußte Cagliostro's Lehre, die er im höchsten Grade seiner Mysterien, nach langer, langer Prüfung, endlich dem Eingeweiheten offenbarte — die Lehre: — „Was du willst, das die Menschen „für dich thun sollen, das thue für sie nicht," — diese Lehre des Anti-Christs mußte wohl einem Goethe munden.

1790.

Kehrte mit der Fürstin Amalie von seiner zweiten Reise in Italien zurück. „Kaum „nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien „beordert, wo eine bewaffnete Stellung zweyer „großen Mächte den Congreß von Reichen„bach begünstigte. Erst gaben Cantonierungs„quartiere Gelegenheit zu einigen Epigram„men... In Breslau hingegen, wo ein „soldatischer Hof und zugleich der Adel einer „der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, „wo man die schönsten Regimenter ununter„brochen marschiren und manövriren sah, be„schäftigte mich unaufhörlich, so widerlich es „auch klingen mag, die vergleichende Ana„tomie, weßhalb mitten in der bewegtesten „Welt ich als Einsiedler in mir selbst abge„schlossen lebte. Dieser Theil des Naturstu„diums war sonderbarlich angeregt worden.

„Als ich nehmlich auf den Dünen des Liedo,
„welche die venezianischen Lagunen von dem
„adriatischen Meere sondern, mich oftmals er-
„ging, fand ich einen so glücklich geborstenen
„Schafschädel, der mir... jene große früher
„von mir erkannte Wahrheit: die sämmtlichen
„Schädelknochen seyen aus verwandelten Wir-
„belknochen entstanden, abermals bethätigte...."

Was? Göthe ein reich begabter Mensch, ein Dichter; damals in den schönsten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Manne steht, wo der Baum der Erkenntniß zugleich mit Blüthen und mit Früchten pranget — er war im Kriegsrathe, er war im Lager der Titanen, da, wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeisterte ihn dieses Schauspiel, zu keiner Liebe, zu keinem Hasse, zu keinem Gebete, zu keiner Verwünschung, zu gar nichts

trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, so werthlos, nach seiner eigenen Schätzung, daß er sie nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzutheilen? Und als die prächtigsten Regimenter, die schönsten Officiere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen blassen Frau eines alten Mannes — bot sich seinem Beobachtungsgeiste kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte — Venedig, ein gebautes Mährchen aus Tausend und einer Nacht; wo alles tönt und funkelt: Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehen-Männer; es sind Scenen aus dem fabelhaften Tartarus — Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke

wende, doch nicht wage ihm nahe zu kommen, denn die Schlange österreichische Polizei liegt davor gelagert, und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendroth überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erschrak er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend; die Haare standen ihm zu Berge, und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen loszuwerden" . — — verkroch er sich in einen geborstenen Schafs-Schädel und hielt sich da versteckt, bis wieder Nacht und Kühle

über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren? Den soll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lama's Speichel kosten. Hätte Deutschland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verschmachten müßte in der Sandwüste des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — Tausendmal lieber labte ich meinen Durst mit Kotzebue's warmer Thränen-Suppe, die mich doch wenigstens schwitzen macht, als mit Goethe's gefrorenem Weine, der nur in den Kopf steigt, und dort hinauf alles Leben pumpt. . . . . . .

1 7 9 2.

„In der Mitte des Sommers ward ich „abermals ins Feld berufen, dießmal zu ern-„steren Scenen. Ich eilte über Frankfurt,

„Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwi,
„welches ich den 23. August (Goethe's Ge-
„burtstag — das vergißt er nie) schon einge-
„genommen fand; von da zog ich mit bis
„Valmy, so wie auch zurück bis Trier; so-
„dann, um die unendliche Verwirrung der
„Heerstraße zu vermeiden, die Mosel hinab
„nach Koblenz, Mannheim. Naturerfahrun-
„gen schlangen sich, für den Aufmerksamen,
„durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige
„Theile von Fischers phisikalischen Wörter-
„buche begleiteten mich; manche Langeweile
„stockende Tage betrog ich durch fortgesetzte
„chromatische Arbeiten...“ Kein Wort über
die Kriegsereignisse! Interessirt ihn auch die
Politik nicht, konnte ihn doch als Dichter
und Beobachter das Kriegsleben, dem es an
beliebter plastischer Dickleibigkeit gewiß nicht
fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und künst-
lerischen Darstellungen geben. Aber die ehr-

furchtsvolle Scheu, von höchsten und allerhöchsten Personen und ihren höchsten und allerhöchsten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach vierzig Jahren verstummen.

1 7 9 3.

Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beschäftigte er sich mit Reinecke Fuchs und übte sich im Hexameter. Warum sagt er nicht, was er zu jener Zeit so oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht an der Abfassung des berühmten Manifests des Herzogs von Braunschweig Theil gehabt? Auch fuhr er fort am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und so hielt ich, für meine Person wenigstens, mich immer fest an diese Studien, „wie an einem Balken im Schiffbruch; denn

„Ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und
„persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen
„aller Verhältnisse erlebet."

„Einem thätigen, productiven Geiste, ei-
„nem wahrhaft vaterländisch gesinnten, und
„einheimische Literatur befördernden Manne
„wird man es zu Gute halten, wenn ihn der
„Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß
„die mindeste Ahndung zu ihm sprach, was
„denn besseres, ja nur anderes daraus erfol-
„gen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn
„es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen
„sich nach Deutschland erstrecken, (die franzö-
„sische Revolution eine verdriesliche Ge-
„schichte!) und verrückte, ja unwürdige Per-
„sonen das Heft ergreifen. In diesem Sin-
„ne war der Bürgergeneral geschrieben,
„ingleichen die Aufgeregten entworfen, so-
„dann die Unterhaltungen der Ausge-
„wanderten."

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt, „aber die Ur„bilder dieser lustigen Gespenster waren zu „furchtbar, als daß nicht selbst die Scheinbil„der hätten beängstigen sollen."

Nun wahrhaftig, die in Weimar müssen unerhört schwache Nerven gehabt haben, wenn sie dies Scheinbild der französischen Revolution, das Goethe im erwähnten Lustspiele darstellt, in Angst versetzt hat. Ich glaube es aber nimmermehr. Sie werden sich wohl bei der Aufführung jener Possen eben so gelangweilt haben, als ich es beim Lesen gethan, mit dem ich so eben fertig geworden; und Goethe schrieb das Gähnen statt der Langeweile den Vapeurs zu. Des Bürgergenerals großer Inhalt ist folgender: Gevatter Schnaps, ein Dorfbarbier, ließ sich weißmachen: Zu den Jacobinern in Paris, welche alle gescheide Leute in allen Ländern aufsuch-

ten, an sich zögen und benutzten, wäre sein Ruf erschollen, und seit einem halben Jahre gäben sie sich alle erdenkliche Mühe, ihn für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Man kenne in Paris seinen Verstand und seine Geschicklichkeit. Ein Spaßvogel, der sich für einen Abgesandten der Jacobiner ausgiebt, ernennt den Barbier zum Bürgergeneral und beauftragt ihn, in seinem Dorfe die Revolution anzufangen. Man giebt ihm eine Freiheitsmütze, Säbel, Uniform und einen falschen Schnurrbart. Die ganze Freiheits-Komödie geht aber darauf hinaus, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu prellen. Und in diese alberne Milchsuppengeschichte wollte Goethe den Weimaranern einen Abscheu vor der französischen Revolution einbrocken! Und die Weimarer sollen wirklich Krämpfe davon bekommen haben! Es ist nicht möglich.

Noch lächerlicher ist das Lustspiel die Aufgeregten. Auch in diesem dramatischen Bilde wollte Goethe die Gräuel der französischen Revolution darstellen, um die Deutschen vor Freiheitsschwindel zu bewahren. Nun lese man die Folgen, welche das unglückselige Revolutionsfieber in einem Dörfchen gehabt. Erste Folge. Louise sagt: sie habe vergangenen Winter ein Paar Strümpfe mehr gestrickt, weil ihr Vater, der Barbier, ihr Muße dazu gegeben, da er wegen der Zeitungen später nach Hause gekommen. Zweite Folge. Das Kind der Gräfin fällt sich ein Loch in den Kopf, weil sein Hofmeister, der die Zeitungen las, nicht auf dasselbe Acht gegeben. Und das ist Alles! Die Berliner freilich werden manches in diesem Drama sehen, was einem kurzsichtigen Süddeutschen entgeht. Sie haben einen Herschel'schen Göthoskop — wir nur unsere Augen.

1 7 9 4.

„Man sendete mir aus dem südlichen und „westlichen Deutschland Schatzkästchen, Spar„thaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum treuen „Aufbewahren, die mich als Zeugniß großen „Zutrauens erfreuten, während sie mir als „Beweise einer beängstigten Nation traurig vor „Augen standen."

Guter Gott, welche Gewichte sind es, die den zentnerschweren Haß Goethes gegen die französische Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit schönen Möbeln, mit wohlversorgtem Keller, mit Büchern, Kupferstichen und Landkarten. Durch die Feindseligkeiten der Franzosen geängstigt, wollte die Mutter ihren Besitz veräußern, sich eine Wohnung miethen; aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvortheilhafte Kaufanträge gemacht; das Berathen

mit Freunden und Mäklern war von unendlicher Verdrießlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Ist der ein Mann des Jahrhunderts, der mit solchem Herzen einer Eintagsfliege die Welt umfaßt?

Er erzählt, wie er sich über Fichte's Lehrweise in Jena entsetzte, daran verbrannte; wie Fichte sich in seinen Schriften „nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt habe.“ Wie „uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zugezogen.“

1795.

Mit Kapellmeister Reichardt zerfiel er, mit dem er, „ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht seines bedeutenden Talents in gutem Vernehmen gestanden; er

„war der Erste, der mit Ernst und Stätig-
„keit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins
„Allgemeine förderte. . . . ohnehin lag es in
„meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit
„unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie
„mir es nur nicht gar zu arg machten, als-
„dann aber meist mit Ungestüm ein solches
„Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Rei-
„chardt mit Wuth und Ingrimm in die Revo-
„lution geworfen; ich aber, die gräulichen un-
„aufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig auf-
„gelösten Zustände mit Augen schauend und
„zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Va-
„terlande durch und durch blickend, hielt ein-
„für allemal am Bestehenden fest, an dessen
„Verbesserung, Belebung und Richtung zum
„Sinnigen, Verständigen, ich mein Lebelang
„bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und
„konnte und wollte diese Gesinnung nicht ver-
„hehlen."

Goethe, wie alle Grenz-Menschen das Stadtthor seiner Welt, sie schließend, vertheidigend. Die Gemeinde erweitert sich, das Thor wird niedergerissen oder überbauet und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

„Reichardt war von der musikalischen Seite „unser Freund, von der politischen unser Wider„sacher, daher sich im Stillen ein Bruch vor„bereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag „kam."

Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er sich befand, entstand gleich ein Luftzug, selbst im verschlossensten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte; man konnte ihn herbeiziehen und wegschieben. Er stand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obstspalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchsichtig bleibt, uns die Aussicht versteckt, und uns zu einem

Umwege nöthigt, so oft wir in Gottes freie Welt gehen oder sehen wollen. Und naiv ist Goethe! Er gesteht, er habe Reichardt lieb gehabt, so lang er ihm nützlich gewesen, indem er durch Compositionen seiner Lieder diese verbreiten half; den Reichardt außer Diensten aber habe er gehaßt. Das ist sachdenklich!

1 7 9 9.

Entwurf der natürlichen Tochter. „In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte." Ich will diese natürliche Tochter, dieses vieljährige Werk geziemenden Ernstes wieder einmal lesen; aber jetzt nicht, nicht in diesen rauhen Herbsttagen. Im nächsten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrornes liebt.

1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erschwerter Fortsetzung gegeben. Wie sich bösartige Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Troste unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden."

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf ist leicht die Antwort gegeben. Goethe besann sich, daß etwas zum Troste der Enkel zu sagen, wie jede Menschenfreundlichkeit, nebulistischer Natur und eines so realen Mannes, wie er, ganz unwürdig sey.

1802.

Goethes Gesinnung über Preßfreiheit spricht sich hier gelegentlich aus. Schlegels Ion kam zur Aufführung und schon am Abende der Vor-

stellung trat „ein Oppositions-Versuch unbe„scheiden hervor; in den Zwischenacten flüsterte „man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn „die freilich etwas bedenkliche Stellung der „Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl „den Autor als die Intendanz angreifender Auf„satz war in das Mode-Journal projectirt, „aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es „war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen „Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem „Glied erlaubt sey, das zu zerstören, was an„dere kurz vorher aufgebauet hatten."

1 8 0 5.

Nichts lächerlicheres, als bald der ernste dürre Ton, bald die breite kunstschmausende Behaglichkeit, mit welchen Goethe in diesem seinen Büchelchen über das kleinstädtische Hof- und bürgerliche Stadtbauwesen in Weimar sich

so oft ausläßt. Was der Kunstfreund an solcher Puppen-Architektur so Erquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren sich damit beschäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben selbst. Darum ist ihm nichts klein, was diesen Kreis berührte, darum ist ihm alles klein, was von diesem Kreise ablag.

1 8 0 5.

Und in diesem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendsten Werken Goethes, trat mir was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb ärgerlich entgegen. Zuvörderst die holländische Reinlichkeit des Styls, die jeden Zimmerboden mit gekräuselten Sande bedeckt, und oft die Bäume vor den Häusern mit Oelfarbe anstreicht. Dann die aufgenöthigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung,

jeden Gedanken seiner Leser hängt. Endlich die tyrannische Ordnung, die Geist und Herz nach dem Takte eines Melzel'schen Metronomes sich bewegen heißt.

1 8 0 6.

Man dachte daran, Oehlenschlägers Tragödie Hakon Jarl auf die Weimarische Bühne zu bringen, und schon war alles dazu vorbereitet. „Allein späterhin schien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebärden."

Denkwürdigkeiten, die Goethe von diesem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar der Geburtstag unserer Großherzogin, und wie das Trompeter-Chor eines Preußischen Regiments in dem Theater Proben seiner außerordentlichen Geschicklichkeit gegeben. — Theater-Repertoir — geschenkte Zeichnungen

und andere Kunstnachrichten. — Vollständiges Verzeichniß der von Goethe durch Gefälligkeit erworbenen Kunstgegenstände. — Reise nach Carlsbad und dort genossene Kupfersammlungen. Farbenlehre. Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu sehen, und sonderbar genug versteckt er sich vor dem Lichte hinter Farben. — In Carlsbad: „Fürst „Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger „Herr gewesen, befand sich daselbst, und war „geneigt, mir mit diplomatischer Gewandtheit „das Unheil zu entfalten, das unsern Zustand „bedrohte. — Mineralien."

„Ueber eine pädagogisch-militairische An„stalt bei der französischen Armee gab uns „ein trefflicher aus Baiern kommender Geistli„cher genaue Nachricht. Es werde nehmlich „von Offizieren und Unteroffizieren am Sonn„tage eine Art von Katechisation gehalten, wor„in der Soldat über seine Pflichten sowohl

„als auch über ein gewisses Erkennen, so weit „es ihn in seinem Kreise förderte, belehrt wer„de. Man sah wohl, daß die Absicht war, „durchaus kluge und gewandte, sich selbst ver„trauende Menschen zu bilden; dieß aber setzte „freilich voraus, daß der sie anführende große „Geist demungeachtet über jeden und alle her„vorragend blieb und von Raisonneurs nichts „zu fürchten hatte." Daß man ja nicht denke, indem er solche Schulen lobend erwähnt, er sey der Meinung, daß man aus einem Soldaten einen denkenden Menschen machen sollte. Der Unterricht ist nur das Oel, womit man das Rad einer Maschine schmieret, daß diese besser gehe. Raisonniren soll das Rad nicht, sondern nur geschmeidiger werden, um der lenkenden Hand zu folgen. —

„Die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier zu Niederrosla" möchte schwer auszusprechen seyn.

Und als beim Herankommen des Ungewitters Jedermann ängstlich einen Schlupfwinkel suchte, rief Goethe, als man eben die ersten Lerchen speiste, aus: „Nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viele gefangen werden.“ —

1 8 0 7.

Schrieb in Carlsbad eine kleine mineralogische Abhandlung. „Ehe der kleine Aufsatz „nun abgedruckt werden konnte, mußte die „Billigung der obern Prager Behörde eingeholt „werden, und so hatte ich das Vergnügen, auf „einem meiner Manuscripte das visa der Pra„ger Censur zu erblicken.“

In Carlsbad erwieß ihm die Fürstin Solms „ein gnädiges Wohlwollen.“

1 8 0 8.

Bekennt, daß er seit einigen Jahren keine Zeitungen gelesen. Nach

Carlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der allgemeinen Zeitung mit, ein Blatt, das er wegen seiner klugen Redactation noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzessin von Hessen-Cassel."

1810.

„Die Gegenwart der Kaiserin von Oesterreich Majestät in Carlsbad, rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte sich im Stillen."

1811.

Er und andere gingen nach Wehndiz, einem Dorfe bei Carlsbad, und tranken Ungarwein. „Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote: „Drey bejahrte Männer gingen nach Wehndiz zum Weine!

Obrist Otto, alt . . . 87 Jahr
Reimschneider Müller . 84 —
Ein Erfurter . . . . . 82 —
253 Jahre.

Sie zechten wacker, und nur der letzte zeigte beim Nachhausegehen einige Spuren von Bespitzung; die beiden andern griffen dem Jüngern unter die Arme, und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung."

1 8 1 3.

Durch die Kriegsereignisse geängstigt suchte er Ruhe, indem er sich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reiche widmete.

„Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit „meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in „der politischen Welt irgend ein ungeheures „Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das entfernteste."

Unter den kleinen Bemerkungen über die Ereignisse des Tages findet sich: „Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein."

1 8 1 6.

Man verzeiht Goethe fast die kindische Aufregung, in welche ihn jeder Widerspruch seiner Farbenlehre versetzt, weil er doch da einmal aus seinem engen Egoismus, wenn auch auf verbotenem Wege, heraustritt, weil ihn doch da einmal das Urtheil der Menschen kümmert. „Professor Pfaff sandte mir sein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutschen angebohrenen unartigen Zudringlichkeit." Das kann doch den Deutschen wahrlich ihr ärgster Feind nicht nachsagen, daß sie unartig zudringlich wären. Nur zu schüchtern und artig sind sie! Goethe legte das Buch ungelesen bei Seite!

Goethe war vergnügt und wie in Baumwolle gehüllt, als ihn ein Donner aufschreckte. „Ein solcher innerer Friede ward durch den „äußern Frieden der Welt begünstigt, als nach „ausgesprochener Preßfreiheit die Ankündigung „der Isis erschien, und jeder wohldenkende „Weltkenner die leicht zu berechnenden weitern „Folgen mit Schrecken und Bedauern voraus„sah.“

1 8 1 7.

„Ein Symbol der Souverainität ward uns „Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der „Großherzog von Thorn dem Fürsten von Thurn „und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem „Postregal belieh, wobei wir sämmtlichen „Diener in geziemendem Schmuck, nach „Ranggebühr erschienen.“

„Zu jener Zeit studirten in Jena und Leip„zig viele junge Griechen. Der Wunsch, sich

„besonders deutsche Bildung anzueignen, war
„bei ihnen höchst lebhaft, so wie das Verlan-
„gen, allen solchen Gewinn dereinst zur Auf-
„klärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu ver-
„wenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben;
„nur war zu bemerken, daß sie, was den
„Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Wor-
„ten als von klaren Begriffen regiert werden!“

„Papadopulos, der mich in Jena öfters
„besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen
„Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philoso-
„phischen Meisters. Es klingt, rief er aus,
„so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von
„Tugend, Freiheit und Vaterland
„spricht. Als ich mich aber erkundigte, was
„denn dieser vortreffliche Lehrer eigentlich von
„Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde,
„erhielt ich zur Antwort: Das könne er so
„eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton
„klängen ihm stets vor der Seele nach; Tu-

„gend, Freiheit und Vaterland." Gott welch' ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was sie darunter verstehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethes dürrer Weise nicht zu schematisiren verstand.

„Hierauf ward mir das unerwartete Glück, „Ihro des Großfürsten Nicolaus und Gemah„lin Alexanders Kaiserliche Hoheit, im Gebiet „unserer gnädigsten Herrschaften bei mir im „Haus und Garten zu verehren. Der Frau „Großfürstin Kaiserliche Hoheit vergönnten eini„ge poetische Zeilen in das zierlich prächtige „Album verehrend einzuzeichnen." Das schrieb er in seinem 71sten Jahre. Welche Jugendkraft!

Vierter Brief.

Paris, den 13. October 1831.

Diese Woche war wieder sehr reich an Begebenheiten: die Verwerfung der Reform-Bill in England, und die abgeschaffte Erblichkeit der Pairs in Frankreich. Dort hat die Aristokratie gesiegt, hier hat sie eine Niederlage erlitten. Es ist eine Compensation und es wird dabei für die gute Sache nichts gewonnen, und nichts verlohren. Der Sieg des Adels in England kann dort eine Revolution und die Volksherrschaft zur Folge haben; dagegen kann die

Abschaffung der Erblichkeit der Pairs in Frank-
reich wieder zum Absolutismus führen. Wenn
es noch eines Anlasses bedürfte, den Haß der
großen Mächte gegen Frankreich zu entflammen,
so ist er jetzt durch Herabwürdigung der fran-
zösischen Aristokratie gefunden. Die Familie
Von in Oesterreich und Preußen wird ihre Ver-
wandtschaft rächen. In Deutschland nimmt alles
so eine schlechte Wendung, wie ich es vorher
gesehen. Die Badische Kammer ist dem Preu-
ßischen Mauthsysteme beigetreten, das heißt, es
hat sich der preußischen Politik unterworfen.
Und alle Deputirten, die ich diesen Sommer in
Carlsruhe gesprochen, haben doch gegen diese
verderbliche Allianz mit Preußen wie gegen Gift
geeifert. Welche Menschen! Mit ihrer Preß-
freiheit ist es auch nichts. Ein in Carlsruhe
erscheinendes französisches Blatt, ob es zwar
unter Censur stand, ist auf Antrag des Bundes-
tags unterdrückt worden. Ich habe mit der

Hoffnung auch alle Mäßigung aufgegeben. Ich werde künftig über Politik nicht mehr schreiben, wie ich es bis jetzt gethan. Mäßigung wird ja doch nur für Schwäche angesehen, die zum Uebermuthe, und Rechtlichkeit für Dummheit, die zum Betruge auffordert. In dem ersten Artikel meines projektirten Journals trete ich mit einer trotzigen Kriegserklärung hervor. Ich sage unter andern: „In frühern Zeiten hatten wir „die friedliche Wage in unsrem Schilde geführt. „Glühendes Gefühl, unsere Liebe und unsern „Zorn, unsere Hoffnung und unsere Furcht, den „wilden Sturm des Herzens — alles brachten „wir unter Maaß, und brachten Ordnung in „jede Leidenschaft. Zwar wurden die Machtha„ber immer von uns verwünscht, weil sie trotzig „behaupten, das Glück und die Freiheit der „Welt sey ihr Eigenthum und von ihrem guten „Willen, von ihrer eigenen Schätzung hinge es „ab, wie viel sie den Völkern davon zurückhal-

„ten, davon überlassen, und welchen Preis sie
„dafür verlangen mögen. Aber wir dachten:
„es sey! mit Krämern muß man feilschen; da
„ist Gold, da ist die Wage. Aber sie strichen
„das Geld ein, und warfen höhnisch das
„Schwert in die Schaale. Wollt Ihr's so?
„Nun es sey auch. Schwert gegen Schwert....
„Denn seit wir gesehen, daß der jüngste König
„um die Gunst der ältesten Tyrannen buhlt,
„und die ältesten Tyrannen selbst den Raub
„einer Krone lächelnd verzeihen, wird nur zu-
„gleich mit der Krone die Freiheit auch geraubt
„— seitdem hoffen wir nichts mehr von fried-
„licher Ausgleichung. Die Gewalt muß ent-
„scheiden. Besiegen könnt Ihr uns, aber täu-
„schen nicht mehr." Ich werde das Journal
die Glocke nennen.

Das Wetter hier macht einem ganz ver-
wirrt. Im October zwanzig Grad Wärme!
Vielleicht hat der Himmel beschlossen, daß sich

die Fürsten noch diesen Herbst die Hälse brechen. Man fürchtet Unruhen in England. Nach gestern angekommenen Nachrichten hat das Volk in der Provinz das Landhaus eines Pairs abgebrannt, der gegen die Reform gestimmt. Wellington soll sein Haus verrammelt haben. Wenn es in England Revolution giebt, werden die Alliirten über Frankreich herfallen, wovon sie bis jetzt nur die Furcht vor England abgehalten.

Ich war vor einigen Tagen zum Erstenmale im neuen Theater des Palais-Royal, wo einige ganz allerliebste Stücke mich sehr unterhalten, und mir das saure Blut etwas versüßt haben; besonders that das ein Vaudeville: Le Tailleur et la Feé, ou Les chansons de Bèrenger. Berangers Großvater, ein armer Schneider, sitzt und näht. Neben ihm in der Wiege flennt der künftige Dichter, der eben auf die Welt gekommen. Die herbeigeru-

sene Ammé erscheint; verwandelt sich in eine Fee, und zwar in die Gestalt der Göttin der Freiheit, den Spieß in der Hand, die rothe Mütze auf dem Kopfe. Sie gelobt dem alten Schneider, seinen Enkel das schönste Lebensloos zu schenken, ihn zum Freiheitsdichter zu machen. Jetzt erscheinen, von dem Zauberstabe der Fee herbeigerufen, die Hauptlieder Beranger's, unter allegorischen Personen. Zuletzt wird seine Büste bekränzt. Es ist eine vollkommene Apotheose.

Beranger's Herkunft und Geburt sind im Vaudeville historisch dargestellt. In seinem Liede Le Tailleur et la Fée, erzählt der Dichter:

Dans ce Paris plein d'or et de misère,
En l'an de christ mil sept cent quatre vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand père,
Moi nouveau né, sachez ce qu'il m'advint.

Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs;
Mais mon grand père, accourant à mes pleurs,
Me vit soudain dans les bras d'une Fée.
Et cette Fée avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

Es ist etwas, das die heutige französische Regierung lauter verdammt, als die Millionen der Getäuschten; schwärzer färbt, als alle Tagesblätter der Unzufriedenen: — Beranger hat seit der letzten Revolution nicht ein einziges Lied gesungen. Gleich in den ersten Tagen machte ihm die böse Ahndung dessen, was kommen werde, das Herz, und bald darauf die Erfüllung der schlimmsten Besorgniß die Zunge schwer. Selbst die Hoffnung mochte ihm nicht geblieben seyn, die ihm doch unter dem Drucke der Zeiten, da die ältern Bourbons herrschten, zu Wein- Liebes- Freiheits- und Spottliedern begeistern konnten.

Die neuen Machthaber warfen auch nach Beranger ihre goldene Angel aus; doch er ließ sich nicht ködern und schwieg, und dieses stumme Lied schalt lauter gegen die Tyrannei, als es irgend eines seiner frühern Lieder gethan.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich anfange mich mit der bildenden Kunst zu beschäftigen, und wie ernst es mir damit ist, habe ich neulich an meinem ersten Besuche im Museum selbst erprobt. Ich habe zum erstenmale in meinem Leben alles so bedächtig, so genau betrachtet, daß ich nach zwei Stunden nicht über das erste Zimmer hinausgekommen, obzwar wenig Bedeutendes und Erfreuliches an Kunstwerken darin aufbewahrt wird. Es ist etwas, meinen alten Geist aufzufrischen, ihm einen neuen Standpunkt für alte Betrachtungen zu verschaffen. Das Licht wird mir mit der Zeit wohl aufgehen, und ich mache mich jetzt schon über mich selbst lustig, wie ich mich einmal später

öffentlich über Kunst werde vernehmen lassen. Freilich fehlt mir etwas, was zum vollkommenen Verständniß der Kunstwerke ganz unentbehrlich ist, nehmlich die Technik. Aber ich werde diese Unwissenheit, wie manche andere, schon durch rothe, grüne und gelbe Worte zu bedecken wissen.

— Die Gnade des Kaisers von Rußland gegen die unglücklichen Polen steht in voller Blüthe. In Warschau sind schon funfzehnhundert Personen eingekerkert worden, und alle Flüchtlinge werden mit Steckbriefen verfolgt, wozu der gute Schwiegervater behülflich ist. Wird denn die Zeit niemals kommen, daß sich die Völker auch verschwägern und einander in der Noth beistehen?

— Der Baron *** aus Wien, dessen ich schon erwähnt, sagte mir, in Wien wäre kein gebildet Haus, in dem man nicht meine Schriften hätte. Voriges Jahr war er in der Schweiz

und blieb vier ganze Wochen oben auf dem Rigi. Ich fragte ihn: ob er Gesellschaft bei sich gehabt? Er erwiederte: „Ich war in Ihrer Gesellschaft dort." Er hatte nehmlich meine Werke bei sich. Eigentlich habe ich die Wiener gern. Sie lesen weniger, besonders Journale, und haben darum keinen verschlemmten, abgenutzten Geist. Wenn sie Verstand haben ist er selbstständiger, origineller als der der Nordländer. Dabei sind sie gutmüthig und sind ganz glücklich, wenn man ihren Kaiser lobt.

Freitag den 14. October.

Auf den Boulevards und was noch wunderlicher ist, auf dem Platze vor der Börse, findet man jetzt sehr häufig Bibeln zum Verkaufe ausgestellt. Die heilige Waare liegt auf der Erde unter andern profanen Büchern oder sonstigem schlechten Trödel. Sie sind sehr wohlfeil und gehen gut ab. Sie stammen von der hiesigen Bibelgesellschaft, die sie unentgeldlich austheilt, worauf sie denn, wie billig, von den Geschenknehmern verkauft werden. Gestern sah ich einen wohlgebildeten Mann, von etwa funfzig Jahren, der sich eben auf der Straße eine ungerupfte wilde Ente gekauft, die er mit Mühe in die linke Rocktasche zwängte, gleich darauf auch eine Bibel kaufen, die er unter dem rechten Arme forttrug. Es gefiel mir ungemein, daß er sich weniger chämte di Bibel als die Ente öffent-

lich zu tragen, und daß er um die letztere långer gefeilscht als um die erstere. — — Ah je respire! Da ist Ihr Brief. Was kann ich dafür? Ich bin Ihr gelehriger Schůler immer gewesen, ich kann die Angst nicht lassen.

Aber was fållt Ihnen ein? Warum zweifeln Sie, daß ich in Paris vergnůgt sey? Paris gefållt mir wie immer. Da ich mich aber wie zu Haus fůhle, hat es natůrlich — zwar immer noch den Reitz, aber nicht mehr den Ueberreitz der Neuheit. Ich genieße ruhiger, und Deutschland liegt so ferne von meinem Sinne, daß ich es, wie früher geschehen, mit Frankreich gar nicht mehr vergleiche.

Fünfter Brief.

Paris, Mittwoch den 19. October 1831.

Es ist wieder von Stiftung einer deutschen Zeitung in Paris die Rede, und wenn sie zu Stande kömmt, werde ich wahrscheinlich besonders thätig dabei seyn. Einflußreiche Franzosen fangen an einzusehen, wie wichtig für Frankreich selbst deutsche liberale Zeitungen werden können, und man zeigt sich geneigt mit Geld und auf andere Weise zu unterstützen. Ich werde da freilich sehr vorsichtig seyn müssen, daß ich meine Unabhängigkeit nicht verliere. Doch brauche ich nicht zu ängstlich zu seyn;

denn ich höre Ketten schon im siebenten Himmel rasseln, und habe immer Zeit meine Freiheit sicher zu stellen. Wer von den hohen Personen die Sache angeregt, das weiß ich eigentlich noch gar nicht; denn was man mir zu verstehen gegeben, glaube ich nicht. Ich werde mich aber gewiß in nichts einlassen, bis ich die Hand gedrückt, die den ersten Ring faßt; sonst könnte geschehen, daß ich glaubte mit dem Teufel zu thun zu haben, und hätte doch mit Beelzebub zu thun gehabt. Das wird der ganze Unterschied seyn zwischen meinen verschiedenen Vermuthungen. Doch das schreckt mich nicht ab, man muß leben und leben lassen, und wenn ich der guten Sache nützlich seyn kann, mögen Andere auch ihren persönlichen Vortheil dabei finden.

Intriguen, die ich in Baden schon geahndet, wurden mir hier bestätigt. Die Wohlfeilheit, bei einer an deutschen Zeitungen uni-

gewöhnlichen Schönheit des Drucks und Papiers, der in München erscheinenden Tribüne, — der mysteriöse Umstand, daß ein Pforzheimer Kaufmann (Würtembergischer Unterthan) aus Patriotismus die Fonds dazu hergiebt — der Geist der Widersetzlichkeit gegen die Baierische Regierung, der das Blatt beseelt — gab mir allerlei Vermuthungen. In Paris, wo man alles erfährt, habe ich denn endlich erfahren, daß der König von Würtemberg die Tribüne gestiftet und bezahlt, um sie als Waffe gegen Baiern zu gebrauchen. Baiern hat sich nehmlich im künftigen Kriege gegen Frankreich an die heilige Allianz angeschlossen. Baden, Würtemberg und andere kleine Staaten sollen ganz aufgelößt und zwischen Oesterreich, Preußen und Baiern getheilt werden. Und so weiter.

In Stuttgart läßt jetzt die Regierung auch eine Zeitung errichten, um der Opposi-

tion widerstehen zu können (so wird gesagt); wohl eigentlich aber mehr, sich der Despotie des deutschen Bundes entgegen zu setzen. Sie hat zum Redacteur einen guten Schriftsteller, Professor Münch, berufen, und giebt ihm drei tausend Gulden Gehalt. Lindner ist Mit-Redacteur. Auch an der Tribüne schreibt er viel. Wo auch immer im Geheimen etwas Moralisches vorgeht, — er muß dabei seyn.

Der König von Baiern, den man neulich fragte, welche Anstalten man für ihn und sein Haus gegen die Cholera treffen solle? hat darauf zur Antwort gegeben: „Gar keine. Bin ich nicht an den Ständen gestorben, wird mich auch die Cholera verschonen." Also Freiheit und Pest sind einem Könige ganz einerlei! Auch der Freiheit Pest und König.

Donnerstag den 20. October.

Ich war seit einer Woche zweimal im italienischen Theater, und habe die Pasta und den vergötterten Rubini gehört, beide im Othello und Tankred. Die Pasta soll an dem einen Ende ihrer Stimme einige Töne verloren, dafür aber an dem andern einige Töne gewonnen haben. Ob oben oder unten, weiß ich nicht. Die Pasta singt immer noch herrlich, aber ihre Stimme drang mir nicht in das Herz. Ihr Vortrag ist höchst edel, aber kalt, plastisch, antik; sie singt nicht christlich. In Glucks Opern wäre sie an ihrer Stelle. Das ist mein Urtheil. Die andern finden nichts an ihr zu wünschen übrig. Als Desdemona verglich ich sie mit meiner immer noch angebeteten Malibran, und diese Vergleichung konnte sie nicht ertragen. Ru-

bini's verherrlichter Gesang ließ mich auch kalt; ich liebe diese stählernen Stimmen nicht, und dann hat seine Stimme etwas resonnirendes, eine Art Echo hinter sich. Aber meine Ignoranz bleibt unter vier Augen. Als Tankred gefiel mir die Pasta besser, das fra tanti palpiti hätten Sie hören sollen. Es war närrisch darüber zu werden. O ihr armen deutschen Kleinstädter mit euern Achtzehn-Batzen-Prima-Donnas! Eine dicke deutsche Dame, und wahrscheinliche Berlinerin, die hinter mir saß und die ich, noch ehe sie Deutsch sprach, daran als Landsmännin erkannte, daß sie bravo statt brava schrie, — schwitzte Entzücken. Ich mußte ihr geradezu ins Gesicht lachen. Diesen Winter ist die italienische Oper auf allen Vorplätzen, Treppen, Corridors, von unten bis oben, mit scharlachrothem Tuche bedeckt. Man glaubt in einem Pallaste zu seyn. Das hat noch

gefehlt, diesem adeligen Vergnügen völlig ein aristokratisches Ansehn zu geben. Zwischen den Akten habe ich, wie es die jungen Leute pflegen, in alle Logen hineingesehen. (Sie erinnern sich, daß die Logenthüren Fenster haben.) Die Pracht und der Geschmack der weiblichen Anzüge gewährte wirklich einen herrlichen Anblick, selbst männlichen, alten und schon beschäftigten Augen, wie die meinen. Aber beim Ausgange aus dem Theater ließ ich alle die geputzten Damen die Musterung passiren, und es fanden sich nicht zwei schöne Gesichter darunter, — wahrhaftig nicht zwei!

Sagen Sie mir, was hat das für einen Grund, daß in der letzten Zeit der Frankfurter Senat einige außergewöhnliche Heirathserlaubnisse ertheilt? Ist das contagiös oder miasmatisch? Auf jeden Fall ist es eine Kometen-artige Erscheinung und Vorläufer der Cholera. Der Senat und der gesetzgebende

Körper sollten sich Flanellbinden um den Kopf wickeln, vielleicht schwitzen sie die rostrothe Philisterei aus, und werden gesund.

* * * ist gestern nach Amerika zurückgereist. Das ist ein unordentlicher Mensch! So arg habe ich es doch nie getrieben. Um fünf Uhr wollte er abreisen, und um drei Uhr traf ich ihn ganz athemlos auf der Straße laufen, erst bei seinem Bankier das nöthige Geld zu holen. Dann begleitete ich ihn nach Hause. Seine zwei großen Koffer wurden erst gepackt und wie! Noch nasse Federn, mit denen er eben erst geschrieben, wurden im Koffer auf die Wäsche gelegt. Während gepackt wurde schrieb er eine Vorstellung an den König. Kein Accent im ganzen Briefe. Dann legte er ihn zusammen, wie einen Wäschzettel, und ließ die Besorgung an den König dem Portier zurück. Dazwischen kamen Rechnungen, Besuche — es war den Schwindel zu bekom-

men. Wenn er den Postwagen nicht versäumt, hat er Glück gehabt. Denn er wollte auf dem Wege nach Seidenwaaren für seine Familie einkaufen. Eine glückliche Natur! Bei Tische hätten Sie ihn sehen sollen, wenn ich und * * * Witze machten. Da er nie weniger als ein halbes Pfund Fleisch auf einmal in den Mund nimmt, brachte ihn sein Lachen oft dem Ersticken nahe.

Warum ist denn der dumme * * * nach * * * zurück? Warum hat er sich fangen lassen? Hoffte er, seine Dummheit würde ihn vor Verfolgung bewahren? Dann kannte er wenig unsere Zeit. Dumm zu seyn, auch ohne weiteres Vergehen, wird heute als ein Eingriff in die Majestätsrechte angesehen, und als solches bestraft.

Montag den 24. October 1831.

Seit der Revolution sind die Theater völlig frei, und alle Censur der aufzuführenden Stücke ist aufgehoben. Nun hatte vorgestern das Theater des Nouveautés ein neues Drama Procès d'un maréchal de France angekündigt. Der Prozeß des Marschalls Ney sollte darin vorgestellt werden, die Pairskammer erscheinen, vollständiges Gericht gehalten, und alle Pairs beim Namen aufgerufen werden, die für oder gegen Neys Tod gestimmt. Die Regierung fürchtete die üblen Folgen, und daß hierdurch der Haß, den man hier gegen die Pairs hat, noch mehr angefacht werden möchte. Sie ließ also durch die Polizei die Aufführung des Stückes verbieten. Der Theater-Director erklärte, er werde sich an das Verbot nicht kehren, da es gesetzwidrig

wäre, und ließ Abends sein Haus öffnen. Da wurde aber das Theater von der Polizei umstellt, Jedem der Eingang ins Haus verwehrt, und so die Aufführung mit Gewalt verhindert. Gestern war das Stück abermals angekündigt, und das Haus abermals gesperrt. Ich war beide Abende zugegen. Der ganze Börsenplatz war von der bewaffneten Macht und dem Volke besetzt; letzteres verhielt sich aber ruhig. Der Theater-Director hat gegen diese Gewalt protestirt und erklärt, er würde jeden Abend das Stück ankündigen lassen, die Polizei bei den Gerichten belangen, und um Schadenersatz anhalten. Nun will ich zwar gerne glauben, daß das Drama skandalös seyn, daß es Unruhe erregt haben mag, und daß die beleidigten Pairs Grund genug bekommen hätten, den Theater-Director und den Verfasser vor Gericht zu ziehen. Aber die Aufführung durfte nicht verhindert werden, denn durch die

neue Charte ist alle vorhergehende Censur auf-
gehoben, und die Regierung hat sich hierbei
einer wahren Verletzung der Constitution schul-
dig gemacht. Es ist eine Ordonanz-Geschich-
te in kleinem Fuße.

Sechster Brief.

Paris, den 29. October 1831.

Von einem merkwürdigen Werke, das zehn Bände haben wird, ist gestern der erste Theil erschienen. Er liegt vor mir auf meinem Tische, ich habe ihn aber noch nicht gelesen. Sie sollen später darüber genaue Rechenschaft bekommen. Das Buch heißt: Paris, ou le Livre des cent-et-un. Wie auch das Buch beschaffen seyn mag, auf jeden Fall ist es eine von den Erscheinungen, wie sie nur Paris hervorbringt, und die Allen, die im Geiste leben, den hiesigen Aufenthalt so ange-

nehm machen. Das Buch ist auf folgende Art entstanden. Ladvocat, einer der bedeutendsten hiesigen Buchhändler, ist durch den Druck dieser Zeit in Noth und Verlegenheit gekommen. Ihm aufzuhelfen haben alle die Schriftsteller, die ihre Werke früher von ihm herausgeben ließen, sich vereinigt, gemeinschaftlich ein Buch zu schreiben, und es dem Ladvocat unentgeldlich zu überlassen. Sie haben zu diesem guten Werke noch andere Schriftsteller eingeladen, so daß der Verein bis zu hundert und sechszig angewachsen ist. Das erlassene Circular lautet wie folgt: „Les sous-„signés, voulant donner a Mr. Ladvocat, „libraire, un témoignage de l'intérêt qu'il „leur inspire, dans les circonstances fâ-„cheuses où il se trouve, par toutes les pertes „qu'il a éprouvées depuis un an, ant résolu „de venir à son secours en s'engageant à „lui donner chacun au moins deux chapitre

6 *

„qui devront composer un ouvrage intitulé:
„le Diable boiteux à Paris, ou Paris
„et les moeurs comme elles sont.
„Ils invitent tous les hommes de lettres qui
„n'étaient pas présentes à leur réunion, à
„venir se joindre à eux pour secourir un
„libraire qui a si puissammest contribué à
„donner de la valeur aux productions de
„l'esprit, et à consacrer l'indépendance de
„la profession des hommes de lettres.“
Darauf folgt das alphabetische Verzeichniß von
hundert und sechszig Schriftstellern, worunter
alle Bedeutende, die Frankreich hat: Béranger,
Chateaubriand, Cuvier, Delamartine, Delavigne, Salvandy, Etienne, Guizot, Victor-Hugo, Jouy, Kératry, Mignet, Royer-Collard, Scribe, Thiers, Villemain u. s. w.
Ladvocat sagt: „dans l'impossibilité où se
„trouve l'Editeur de témoigner sa reconnaissance à la littérature contemporaine pour

„la bienveillance toute paternelle qu'elle lui „a prodiguée, il se borne à imprimer l'en„gagement et la liste des hommes de let„tres, qui sont venus à son aide avec tant „de zèle et de chaleur; il conserve cette „liste chargée de leurs noms comme on con„serverait des lettres de noblesse acquises „sur le champ d'honneur." Das Buch kann nur höchst interessant seyn. Denn sind auch unter dessen Verfassern Schriftsteller von minderer Bedeutung, wie unser Paul de Kock und solche andere, so muß doch das dem Werke, wegen seiner besondern Art und Beschaffenheit, einen Werth mehr geben. Es wird nehmlich ein neues Tableau de Paris gleich dem von Mercier, Jouy und andern. Aber diese sind alt, und da die Sitten sich verändert, nicht mehr treu. Uebrigens wurden jene Tableaux immer nur von einem Verfasser geschrieben; die Ansichten der Pariser Dinge

und Verhältnisse müßten daher individuell bleiben. Jetzt aber beobachten hundert und sechszig Menschen, jeder von seinem Standpunkte aus; das Gemählde muß daher treuer werden. Und es sind Schriftsteller von den verschiedensten Geistesrichtungen und bürgerlichen Verhältnissen und Gesinnungen. Prosaiker und Dichter, Philosophen und Dramatiker, Staatsmänner, Deputirte, alte und junge, Männer und Weiber, Classiker und Romantiker, Liberale, Ministerielle, Ultras, Royalisten, Karlisten, Buonapartisten. Diese werden sich selbst zeichnen, und das ist der Gewinn. Selbst gemeine Schriftsteller, wie Pigault-Lebrun, Paul de Kock müssen dem Buche zum Vortheile gereichen, denn solche Naturen bemerken vieles in der Welt, was bessern und geistreichern Menschen entgeht.

Warum die Tribüne nicht im Frankfurter Casino gehalten wird, will ich Ihnen er-

klären. Erstens: durfte sie die Frankfurter Post wahrscheinlich nicht kommen lassen, und zweitens: war das auch nicht der Fall, so haben die Herren Gesandten ihre Anhänger im Casino, die es anzustellen wissen, daß jenes Blatt nicht angeschafft wird. Uebrigens hat die Tribüne aufgehört. Wie ich gestern erfahren, hat der Redakteur Wirth sich geflüchtet, weil er erfahren, daß er gleich nach der Auflösung der Kammern arretirt werden solle, und daß es ihm dann schlecht ergehen würde. O wie habe ich alles vorhergesehen, vorhergesagt, und wenn meine Briefe nicht schön sind, werden sie doch wahr seyn! Haben Sie in den Zeitungen die Note des russischen Kaisers an die kleinen deutschen Höfe gelesen? Gleich nach dem Falle Warschau's stieg seine Sprache vom kalten Null bis zu 20 Grad Unverschämtheit. Er sagt ihnen: es wäre endlich einmal Zeit, daß sie dem re-

volutionairen Unfug in ihren Staaten ein Ende machten; er droht ihnen mit seinem Beistande, wenn sie sich allein nicht zu helfen vermöchten. Und gleich haben die kleinen Vögel gepipst wie der alte Vogel gesungen. Die kleinen Ministerchen in Karlsruhe, die diese ganze Zeit über gelispelt, wie eine Kindbetterin nach schwerer Geburt, fangen jetzt an und brüllen wie die Löwen. Lachen muß man immer über eine deutsche Bestie, sie mag noch so wild und gefährlich seyn. Der Badische Finanz-Minister, den neulich ein Deputirter in der Kammer an die Vorlage einer Finanz-Rechnung erinnert, die man schon längst erwartet habe, erwiederte, man solle ihn mit solchen Fragen ungeschoren lassen. „Ja, sie wollen scheeren, aber sich scheeren lassen, das wollen sie nicht.“ Aber der Deputirte (Buchhändler Winter aus Heidelberg) hat ihm tüchtig darauf geantwortet. Er sagte: das

Volk habe ihn nicht gewählt, damit er die Minister ungeschoren lasse. Noch eine merkwürdige Sitzung fand neulich in Karlsruhe statt. Der Deputirte Welker, der für seinen Geist, seinen Muth und seine Beharrlichkeit die Bewunderung und den Dank von ganz Europa verdient (denn die Freiheit selber des kleinsten Staats ist eine Angelegenheit der ganzen Welt), hat die Motion gemacht: die badische Regierung solle bei der deutschen Bundesversammlung den Antrag machen, daß neben den Diplomaten, die doch eigentlich nur die Fürsten repräsentiren, auch eine deutsche Volkskammer gebildet werde. Die Carlsruher Minister, als diese Motion von Welker angekündigt wurde, hatten nicht einmal den Muth, sie mit anzuhören und sind vor Angst aus der Kammer gelaufen. Ist das nicht köstlich, deutsch, eine in Spiritus zu verwahrende Geschichte? Auch Rotteck und Fecht haben sich bei dieser Ge-

legenheit herrlich benommen. Aber alle diese kühnen Redner, wie Mauguin neulich in der Kammer sagte „stehen schon auf der Proskriptionsliste," und, wie ich im vorigen Winter prophezeit — wenn Prophetengeist dazu gehört, eine tausendjährige Vergangenheit zu beurtheilen — es wird in Deutschland mit einer großen Hängerei endigen. Auch habe ich aller Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entsagt. Vorgestern fing ich einen Aufsatz an, mit dem mein projektirtes Journal beginnen sollte. Darin heißt es: „Auf dem Wege nach Paris fing ich an, „ein eitler Narr zu werden, und bin es geblieben diese vier Wochen lang, die ich hier schon „zugebracht. Erst gestern schüttelte ich mich und „kam wieder zur Besinnung. Ich wollte es „dem großen Goethe nachthun, ich wollte das „Unnachahmliche nachahmen. Ich wollte werden, „seyn wie er — unnahbar, kalt, wurzelfest, „theilnehmend aber nicht theilgebend und

„gefühlloser als selbst eine Steinwand, die doch
„Empfindung schwitzt, wenn sich der Frühling
„nahet. Schlachten und Stürme und jammer-
„voller Schiffbruch, Tyrannenwuth, athemlos
„gehetzte Freiheit, gemordete Unschuld, Himmel
„und Erde, Feuer und Frost, die Natur und
„die Geschichte — alles wollte ich mir in be-
„hagliche Ordnung in meinem Zimmer aufstellen,
„und mir dann aus Wahrheit und Lüge, aus
„Recht und Betrug, aus Treue und Verrath,
„aus Liebe und Haß, aus Gott und Teufel
„ein köstliches Ragout bereiten, und kunstschmau-
„send alle Stunden aller meiner Tage verleben,
„und nur während der Verdauung milde und
„leise beklagen, daß der Arm des Teufels viel
„zu kurz, und daß Gott der Vater etwas nach-
„gedunkelt..... Titanen-Uebermuth! Kin-
„dische Vermessenheit! Nicht bis an die ersten
„Wolken kam ich. Ich fiel hinunter; aber mit
„blutigem Munde küßte ich meine gute Erde

„und vergaß meine Schmerzen. Ich will lieben
„und streiten wie vor. Und keine Milde, ja
„keine Gerechtigkeit mehr! Sie haben Milch
„in Blut, Blut in Essig verwandelt, und ha-
„ben den Essig vergiftet. Ein Thor, wer noch
„in unsern Tagen die Schaamlosen durch Groß-
„muth zu beschämen, die Hartherzigen durch
„Bitten zu erweichen gedenkt! Teufel gegen
„Teufel!... Weil sie die Völker so lange wie
„Kinder behandelt, sind sie bis zu Kindermäd-
„chen herabgesunken. Sie dahlen und tändeln,
„und lügen und drohen, und patschen und
„schmeicheln, und kitzeln und windeln, und
„waschen mit dem Schwamme. Aber das Spru-
„deln und Weinen der Kinder macht sie leicht
„ungeduldig. Sie ziehen dann ihr weises Häub-
„chen ab, und zeigen die düstre Krone darunter;
„sie legen die Ruthe weg und holen den Scep-
„ter. Nun wohlan! An der Grenze eurer und
„unserer Geduld erwarten wir euch!... Zwar

„sollten die Menschen verstummen, wenn Gott
„selbst spricht, wenn der Himmel mit der taub-
„stummen Welt in Zeichen redet. Aber die Un-
„glückseligen haben nur französisch gelernt; die
„Sprache des Himmels verstehen sie nicht, seine
„Zeichen verspotten sie. Wir wollen Dollmetscher
„des Himmels seyn, wir wollen deutsch mit den
„Herrn sprechen. Ihres Dankes sind wir nicht
„gewärtig, um ihr Verzeihung, daß wir sie zu
„retten gesucht, werden wir nicht betteln. Der
„Löwe bezahlte den Storch, der ihm den Tod
„aus dem Halse gezogen, zwar mit Löwentrotz
„— doch er bezahlte ihn. Aber das war ein
„König der Thiere; die Könige der Menschen
„sind so großmüthig nicht."

Kann ich aber in einer solchen Stimmung ein Journal schreiben? Es ist nicht möglich. Mit dieser Wuth ist man ein guter Soldat, aber ein schlechter Feldherr. Nun wohl, ich entsage lieber der Ehre und will lieber ein ge-

meiner Soldat seyn, denn ich will streiten wie ein Bär. Ich habe es mit dem Journal ernstlich versucht, aber es ging nicht. Ich konnte den Stoff nicht bemeistern. Ich hatte mir verschiedene Kapitel bestimmt, über diesen und jenen Gegenstand. Wenn ich nun Materialien zu meinem Aufsatze genug hatte, brachte mir der Tag wieder neuen Stoff, den ich zum alten gesellte, und so kam ich nie zum Anfange. Auch bin ich zu bewegt, ich muß mir täglich Luft machen, ich muß Einen haben, mit dem ich alle Tage, zu jeder Stunde spreche; kurz ich kann nur auf Briefpapier schreiben. Und jetzt werden Sie mich wieder auslachen und triumphiren. Thun Sie das, Sie haben doch den Schaden davon. Ich werde Ihnen also wieder Briefe schreiben wie vorigen Winter, und weiter nichts arbeiten.

Samstag den 30. October.

In London hat man jetzt angefangen, Zeitungen auf baumwollene Schnupftücher zu drucken. Dadurch erspart man die drückende Stempeltaxe, die auf den Papierzeitungen liegt. Wenn diese Erfindung sich auch außer England verbreitet, wird die deutsche Bundesversammlung, weil es schwer zu verhindern ist, daß unter die unschuldigen Schnupftücher sich nicht auch jene staatsgefährlichen mischen, den Beschluß fassen, daß einstweilen auf fünf Jahre alles Nasenputzen verboten sey. O Gott! weit davon entfernt ist man nicht. In Preußen sind sie toll zum Binden. Sie wollen es Oesterreich nachmachen! Die Dummköpfe. Sie sehen es nicht ein, daß mehr als zu irgend einer Kunst, zur Dummheit angebornes Genie gehört. In

Berlin wird bald eine Verordnung erscheinen, die jede Anzeige eines Buches im ganzen Lande verbietet, wenn sie nicht vorher in einer Berliner Zeitung stand. Wenn ich sage, daß unsere deutsche Regierungen sämmtlich verrückt sind, so meyne ich das im wirklichen medicinischen Sinne. Sie haben eine unheilbare fixe Idee, die französische Revolution ist ihnen in den Kopf gestiegen, und ich fürchte, sie können selbst durch viele Schläge nicht mehr kurirt werden. O wie traurig! Denn wenn die Regierungen verrückt sind, werden alle vernünftige Leute eingesperrt.

Die Griechen haben sich von ihrem Tyrannen Capo d'Istrias auf ächt antike Weise befreit. Nicht durch Zeitungen und feiges Liberal-Geschwätz, sondern durch das Schwert. Das ist plastische, das ist nicht unsere romantische gemalte Freiheit! Es war kein Meuchelmord, wie die Hof- und Minister-Zeitungen

verläumden; es war ein ehrlicher offener Kampf. Capo d'Istrias war von seinen Trabanten umgeben, und mitten unter ihnen haben ihn zwei kühne Spartaner erschlagen. Sie rächten das Land, sie rächten ihr eigenes Blut. Der eine war der Sohn, der andere der Bruder, eines der edelsten Griechen, den Capo d'Istrias, weil er sich seiner Tyrannei widersetzte, schon seit lange in einem Kerker gefangen hielt. Es war mir immer in der tiefsten Seele zuwider, diesen listigen, abgefeimten, in der Schule des Despotismus ergrauten Staatsmann an der Spitze eines edlen Volkes zu sehen, das nur für Freiheit und Glauben lebte und starb. So regierte er auch. Es war ein unaufhörlicher Kindermord, es war ein täglicher Vergiftungs-Versuch der Freiheit. Mit allen Schlechten unter den Griechen verband er sich, die Guten zu unterdrücken, mit allen kleinen Tyrannen,

die Helden der Freiheit in Fesseln zu schlagen. Jeden Aufschwung des Geistes suchte er durch alle Höllenkünste der russischen und österreichischen Polizei niederzuhalten. Hohe Schulen, die über das Rechnen und Schreiben hinausgingen, unterdrückte er; die Preßfreiheit wurde mit der Wurzel ausgerissen und einem Kindervolke wurde schon sein Stammeln zensirt. Aber wie wird es den unglücklichen Griechen jetzt ergehen! Sich auf Capo d'Istrias Zuchtruthe verlassend, ließen die despotischen Mächte die Griechen einige Jahre unbeobachtet. Jetzt werden sie sie wieder unter eigne Aufsicht nehmen. Alle, alle Völker, und das französische zuerst, werden wieder schändlich betrogen. Der Ländertausch, der Länderschacher wird wieder im Stillen getrieben. Und gewiß gründet sich darauf die freche Sprache Casimir Perriers, und seine kecke Friedens-Versicherung. Bald wird er mit ei-

ner Provinz in Papier vor die Kammer treten und triumphirend ausrufen: Seht, das haben wir im Frieden gewonnen; wer hat nun Recht? Das Volk wird wieder in Zentnern, das Vaterland Morgenweise verkauft. Was sie im Geheimen brüten, wer kann das wissen? Die öffentliche Meinung hat sich schon fürchterliche Dinge erdacht; aber die Furcht der öffentlichen Meinung ist die einzige, die nicht trügt, und die immer lange vorher weiß, zwar nicht auf welchem Wege die Gefahr kömmt, aber daß sie kömmt. So spricht man: Polen solle an Preußen kommen — das wäre die Sklaverei statt in Essig, in Zucker eingemacht, die weit verderblichere, hoffnungslosere, weil sie mundet. Und dafür Griechenland an Rußland, und so weiter den Völker-Trödel. Möchte einem nicht die Brust zerspringen vor Wehmuth, möchte einem nicht das Herz ausbluten, wenn man bedenkt, daß

die edlen, hochherzigen, geistreichen Griechen — verkannt nur von jenem zahmen Viehe, das ein polizeistörriges Herz für ein ruchloses Herz hält — verkannt nur von allen thörigten Flitter-Götzendienern, die den ungeschliffenen Diamanten als schlechtes Gestein verwerfen — verkannt nur von den schuldbewußten, abergläubischen Machthabern, welchen ein Geist das Ende ihrer Tage verkündet — daß dieses edle Volk darum sieben Jahre lang soll mit seinem Blute das Land getränkt, das Meer gefärbt, soll alles aufgeopfert haben, Leben und Gut, Weib und Kind und oft die Hoffnung selbst, um endlich nach Allem, die Herrschaft der Bastonade gegen die Herrschaft der Knute zu vertauschen?

— Ueber die Anzeige eines deutschen Buchhändlers habe ich gestern herzlich lachen müssen. Er spricht auf die kläglichste, weinerlichste, herzzerreißenste Art von den schrecklichen Folgen der

Cholera. Doch setzt er unbegrenztes Vertrauen auf Gott, daß nächstes Jahr glücklicher seyn werde. Und warum jammert der Mann, warum wendet er sich in seiner großen Noth zum Himmel? Seine zwei Taschenbücher: die Rosen, und das Vergißmeinnicht von Clauren, sind fertig, aber er fürchtet, in dieser betrübten Zeit zu geringen Absatz zu haben, und will daher die Taschenbücher erst im nächsten Jahre versenden. Er endigt seine Klage und sein heißes Gebet mit den Worten: „Ich halte mich in der Hoff„nung überzeugt, daß dann die wiedergewonnene „Ermuthigung und Erheiterung über das Be„ginnen einer bessern Zukunft, diesen beiden „Werken der freudige Zuruf — Willkommen! „— so wie eine freundliche Aufnahme bereitet „seyn wird." Schöne Reconvaleszenz! Sich an Claurens Vergißmeinnicht nach langen Leiden zu erholen!

Siebenter Brief.

Paris, Mittwoch den 2. November 1831.

Ich bin ein rechter Unglücksvogel, daß ich die Frankfurter Revolution nicht mit angesehen. Vor einigen Tagen schrieb mir Dr. D.... ein kurzes Billet: „In Frankfurt haben die Bürger mit der Linie einen Kampf gehabt." Was! rief ich voll Erstaunen aus, die Frankfurter haben die Linie passirt, sie, die seit Jahrhunderten nicht über die Wartthürme hinausgekommen? Komet!

Verflossenen Sonntag war ein Konzert im italienischen Theater, dem ich aber selbst nicht

beigewohnt. Es begann mit einer „ouverture à grand orchestre“ — und errathen Sie von welchem Komponisten? Von Don Pedro, dem Kaiser von Brasilien. Es ist überflüssig noch zu bemerken, daß die Musik erbärmlich war. Der Herr Kaiser thäte auch besser, seinen Mord-Bruder aus Portugal zu verjagen, als die friedlichen Leute aus dem Theater. Ich habe wenigstens Einen gesprochen, dem auf die kaiserliche Musik-Sudelei ganz übel geworden, und der darum aus dem Konzerte lief. Was aber Paris ein närrischer Ort ist! Es ist das wunderlichste Ragout von Scherz und Ernst. Der Dey von Algier gab auch Stoff zu mehreren Theaterstücken. Einmal, wie er eine Mädchen-Pension besucht; das muß lustig seyn. Im neuesten Hefte der Revüe de Paris steht eine Novelle von dem ehemaligen Minister von Martignac. Eine neue Oper: la marquise de Brinvilliers (die berüchtigte Giftmischerin un-

ter Ludwig XIV.) haben n e u n hiesige Komponisten gemeinschaftlich verfertigt: Cherubini, Boieldieu, Herold, Paer, Auber, und andere. Ist das nicht toll! Und eine tragische Oper! Melpomene in der Harlekinsjacke. Die Sinnlichkeit, höhere wie niedere, ist aber bei den Parisern so abgestumpft, daß ihnen Teufelsdreck noch zu fade vorkömmt; man muß ihnen täglich neuen Gestank erfinden. Neulich wurde im Theater des Nouveautés a n e i n e m u n d d e m s e l b e n T a g e, ein neues Stück zu schreiben beschlossen, entworfen, ausgeführt, die Musik dazu gemacht, einstudirt, aufgeführt, und — ausgepfiffen! Es war eine Wette. Kotzebue's berüchtigter R e h b o c k, wird unter dem Namen l e c h e v r e u i l in den V a r i é t é s aufgeführt und hat großen Beifall. In Deutschland sorgt man auf eine edlere Weise für das Vergnügen des Publikums. In Berlin ist erschienen (durch die Cholera veranlaßt): „B e g r ä b n i ß - B ü c h-

lein zum Gebrauche bei Beerdigungen in den Städten und auf dem Lande. Nebst einem Anhange von Grabschriften." Schönes Stammbuch! Eines der hiesigen kleinen Blätter enthält heute einen Aufsatz über die in Berlin erscheinende Cholera-Zeitung, worin es unter andern heißt: c'est une invention prussienne; on n'eût pas dit que le domaine de la presse s'aggrandit ainsi dans les domaines de Frédéric-Guillaume. Peut-être aussi le titre n'est-il qu'une épigramme pour montrer et désigner le venin de la presse et la contagion du Journalisme.

Donnerstag den 3. November.

In Deutschland haben sie das Geheimniß gefunden, die Dummheit in ewig blühender Jugend zu erhalten. Es giebt keine Götter mehr, sonst müßte man sie auf der Erde lachen hören, denn der alte Olymp war ein lustiger Himmel. So eben las ich in der preußischen Staatszeitung, daß im königlichen Theater am 26. Oktober, zum Erstenmale, „der dumme Peter, Original=Lustspiel in zwei Akten" aufgeführt wird. Ein Stück, das seit sechzehn Jahren in allen deutschen Residenzen gegeben wird, nennen sie ein Original=Lustspiel! Unglückliches Land! Die Sonne sinkt, die Fledermäuse steigen auf. Polens Revolution war die Abendröthe der Freiheit. Von Hannover schreiben sie: das schöne Oktober=Wetter habe den besten Einfluß auf den Gesundheitszustand gehabt, und die poli-

tische Entzündung habe sich gleichfalls merklich gelegt. Man fange an einzusehen, daß man im hannöverischen Lande so viel Freiheit und Sicherheit als in England genieße, und darum habe es mit einer Constitution gar keine Eile. Wenn nur der Adel eine festere Einrichtung bekomme, dann sey allen Uebeln abgeholfen. Und die allgemeine Zeitung nimmt solche Unverschämtheiten auf, und jedes Wort verdienter Zurechtweisung weist sie zurück. Die badischen Stände bekommen keine Preßfreiheit. Die Deputirten haben sich bis jetzt tüchtig benommen, ob zwar die guten deutschen Seelen immerfort „von den Qualen der Volkskammer reden.“ Jetzt wollen wir sehen, ob sie beharrlich sind, eingedenk der heiligen Schrift: aber wer beharret bis am Ende wird selig werden. Nichts gleicht der Frechheit, mit welcher das Preßgesetz abgefaßt ist, welches die Minister in Karlsruhe der Kammer vorgelegt.

Die Presse sey frei — mit Ausnahme aller Bücher unter zwanzig Bogen, mit Ausnahme aller Werke, die von der Bundesversammlung reden. O Schmach über das Volk, das sich diesen Hohn gefallen läßt! Einen dummen Karpfen fängt man mit mehr Witz. O Beaumarchais, hättest du deutschen Stoff gehabt, das wäre ein ganz anderer Figaro geworden! In Cassel liegen die Beamten und Offiziere der neuen Maitresse zu Füßen, und bald wird auch die Constitution da liegen. Um diesen Preis wird die Dame von dem Durchlauchtigen deutschen Bunde gegen die Kurfürstin und gegen die Hessen beschützt und geschützt. — Bei euch ist ja „unbegrenzte Trauer,“ wegen des Todes des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Steht Ihnen die schwarze Kleidung gut?

Freitag den 4. November.

Sie reden immer noch von der Bockenheimer Zeitung, als wenn die lange dauern würde! Lassen Sie nur erst die belgische Angelegenheit in Ordnung gebracht seyn, und die Gräfin Schaumburg Wurzel gefaßt haben, und man wird die Bockenheimer Zeitung nur noch im Kuchengarten finden. Für jetzt ist alles verlohren. Nur der König von Holland kann noch retten, wann er so klug ist, ein Narr zu seyn. Die Revolution, die sich jetzt mit großen Schritten in England naht, gereicht uns Deutschen gar zum Verderben. Deutschland ist das ewig offene Fontanell, wodurch alle aus dem übrigen Europa verjagte Despotie abfließt; und je reiner die übrigen Länder werden, je schmutziger werden wir. Sie glauben mir das noch nicht, aber

Sie werden es erfahren. Meine Pariser Briefe vom vorigen Winter werden erst Ende künftigen Sommers ihre Bedeutung bekommen, und was ich unter Vespertinchen verstanden, wird dann erst der Welt klar werden. Von Frankreich mag ich gar nicht reden. Es mag sein Testament machen. König Philipp trägt eine Schlafmütze unter seiner Krone, und der Kaiser von Oesterreich eine Schlafmütze über der seinigen. Es ist eine neue Freundschaft zwischen beiden, welche die alten Früchte tragen wird. König Philipp kann seine Nachtmütze nicht mehr abziehen, ohne daß ihm die Krone vom Kopfe fällt, Oesterreich aber kann jeden Augenblick seine Mummerei wegwerfen, und steht dann gerüstet da. Die Papiere stehen hoch, die Börse jauchzet. Ich rufe wie Fiesko aus: Wohl bekomm euch die Verdammniß!

Achter Brief.

Paris, Freitag den 4. November 1831.

Das Buch der hundert und ein Schriftsteller hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. Es wird hier freilich von allen Partheien gelobt, weil Schriftsteller aus jeder Parthei daran gearbeitet haben. Aber für mich, fürchte ich, wird es ein Buch der hundert und ein Täuschungen werden. Gleich anfänglich ärgerte ich mich darüber, daß diese Sittenmaler so verächtlich von ihrem alten Meister Mercier sprechen, aus dessen Schule sie alle hervorgegangen. Sie sagen: „Il faut faire pour le

„Paris d'aujourd'hui ce que Mercier a fait „pour le Paris de son temps, avec cette „différence que cette fois les tableaux de „moeurs seront rarement écrits sur la „borne." Mercier nennen sie einen Gassenjungen! Wahrhaftig, er sagt mehr in einer einzigen Zeile, als die neuen auf einem ganzen Bogen. Er malte in Oehl; Jouy und seine Nachahmer malten mit Pastellfarben. Das sieht freilich ganz artig aus, aber man kann es wegblasen. Auch war Merciers Zeit günstiger zur Sittenmalerei als die jetzige. Damals fingen gerade die Stände an sich zu vereinigen, und da konnte man eben am besten ihre Trennungen kennen lernen; jetzt aber, da sie vereinigt sind, kann man nur noch ihre Nacht zeichnen. Doch lies't sich das Buch immer angenehm weiter; man lernt daraus, man reist darin, und kömmt weiter.

Eines einzigen Artikels im ganzen Bande muß ich als Ausnahme mit großem Lobe ge-

denken. Es ist das Kapitel: Le Bourgeois de Paris von A. Bazin, einem Schriftsteller der mir ganz unbekannt ist. Das ist eine vortreffliche Zeichnung, mit Geist und Gemüth entworfen. Von den übrigen Kapiteln sind zwei zu erwähnen, bei welchen der Reichthum des Stoffes die Armuth der Kunst vergütet; nehmlich: L'abbaye-aux-bois von der Herzogin von Abrantes, und une fête au Palais-Royal von Salvandy. L'abbaye-aux-bois, heißt das Haus, ein ehemaliges Kloster, worin Madame Recamier wohnt, seit sie die große Welt verlassen. Aber die große Welt ist ihr dorthin nachgezogen, oder eigentlich nachgestiegen, ich glaube bis in den dritten Stock hinauf. In dem Hause wohnen noch mehrere Frauen, die sich aus dem Glanze und dem Geräusche der großen Welt zurückgezogen, um — nicht übersehen und überhört zu werden. Alle

diese frommen Weiber bilden ihren eigenen Mittelpunkt, haben ihren eigenen Zirkel. Die Herzogin erzählt nun, wie es in diesen verschiedenen Gesellschaften, besonders bei Madame Recamier hergeht, welche Staatsmänner, Schriftsteller, Künstler sich da versammeln, welche Werke da vorgelesen, welche Kunstwerke vorgezeigt werden, und was sonst da getrieben wird. Madame Recamier wird wegen ihrer Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, Entsagung, Mildthätigkeit gepriesen. Ich habe das von dieser berühmten Frau seit zwanzig Jahren schon oft gelesen, und will es auch alles glauben; nur fürchte ich immer, daß die Tugend, der es nicht gelingt unbemerkt zu bleiben, es gar nie mit Ernst versucht hat. Die Herzogin Abrantes (sie hat auch verflossenen Sommer Memoiren aus den Zeiten des Kaiserreichs herausgegeben) ist übrigens eine rechte Klatschlies, und erzählt alles im Tone einer bürgerlichen Frau Base.

Sie mag eine muntere Französin seyn, denn die Sentimentalität, die sie manchmal versucht, gelingt ihr gar nicht; sie bringt keine Thräne zu Stande, und wenn sie darauf hinarbeitet, sieht es so komisch aus, wie ein Mensch, der niesen möchte und nicht kann. „Une fête au Palais-Royal“ von Salvandy, dem Schüler Chateaubriands in Styl und Politik, beschreibt das glänzende Fest, welches der Herzog von Orleans vier Wochen vor der Revolution dem Könige von Neapel gegeben, wobei Charles X. zugegen war. Da war leicht schön beschreiben; schon dieses mein kurzes Inhalts-Verzeichniß ist ein Gemälde, ein Gedicht, ein Drama. Salvandy ist einer von den bequemen Carlisten, die in Pantoffeln und im Schlafrock die Rückkehr Heinrichs V. abwarten, und unterdessen manche Thräne in ihren Wein fallen lassen. Er erinnert sich mit Wehmuth jenes herrlichen Festes, das auf der Grenze zweier Mon-

archien gegeben worden. Weil ihm das Herz so schwach, traut er seinem Kopfe nicht. Er frägt: „De quel style décririez-vous les danses dont rétentissait peut-être Herculanum la veille du jour qui se leva le dernier sur la cité condamnée?“ So sind die Legitimisten. Wenn sich Peter statt Paul auf einen Thron setzt, sehen sie darin den Untergang eines verfluchten Landes. Vier tausend Gäste waren versammelt. Charles X. trat zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Könige von Neapel in den Saal. Nach wenigen Wochen war der eine vom Throne gestürzt, der zweite todt, der dritte König! Charles X. sagte, den Himmel betrachtend zu Salvandy: „il fait beau temps pour ma flotte d'Algier.“... Au moment que j'écris, le pirate que Charles X. décrêta de punir, se promène au milieu de nous, paraît dans la même Palais-Royal d'où Charles X. suivait son foudre vengeur

lancé sur l'aile des vents, le dey d'Algier enfin peut vivre dans nos murs. Charles X. ne pourroit pas y mourir.“ Salvandy sprach mit einem der Minister Karls über die Gefahren des Kampfes, worin die königliche Gewalt sich eingelassen. „Nous ne reculerons pas d'une semelle,“ m'avait-il dit. Eh bien, lui répondis-je, le roi et vous reculerez d'une frontière.“ Das ist schön, wenn es wahr ist... — Auch unser Béranger hat ein Gedicht in das Buch geliefert und ein recht schlechtes. Es ist eine Ode an Chateaubriand in Genf, die ihn freundlich bittet, nach Frankreich zurückzukehren:

Chateaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Pleure une étoile de moins! Was ist nur dem schlichten Béranger eingefallen, sich mit

solchem abscheulichen eau de mille fleurs zu parfümiren! Wer hieß aber auch den ehrlichen Mann Lobgedichte schreiben? Wer nicht zu schmeicheln gewohnt ist, dem gelingt es schwer selbst das Verdienst zu loben. Chateaubriand antwortete ihm in einem Briefe, der, ob zwar in Prosa geschrieben, weit dichterischer ist, als Bérangers Gedicht. Chateaubriand weiß die Lobpreisung eines unbestechlichen Mannes zu schätzen. „Comment serais-je unvulnérable à la flatterie d'une Muse qui à dédaigné de flatter les rois? Aber nein, sagte er, ich werde nicht zurückkommen. „Jamais je ne me rapprocherai de ces hommes qui ont dérobé à leur profit la révolution de juillet, de ses écornifleurs de gloire, de courage et de génie.“ Schmarotzer des Ruhms — man kann das nicht besser sagen: „Malgré les génuflexions de notre diplomatie et à cause même de ses mains

mendiantes, il ne me parait pas très-certain qu'on nous aumone la paix.“ Perrier und seine Leute nennt er: „la coterie colérique, sans dignité, sans élevation.“ Uebrigens verspricht er, über die Lage Frankreichs bald eine neue Brochure herauszugeben. Diese ist auch bereits erschienen, und ich werde darauf zurückkommen. Es wird einem doch immer warm, so oft man Chateaubriand, lies't, zuweilen auch schwül; aber was liegt daran? Besser als kalt; das Fenster ist leicht geöffnet.

— Ich hätte so gerne nachholen mögen, was während meiner Abwesenheit von Paris an bedeutenden Komödien auf die Theater gekommen, was an guten Büchern erschienen ist; aber nicht möglich nachzukommen. Nicht einmal das Neueste jedes Tages ist zu verbrauchen. Es ist zu verzweifeln. Das ist gar nicht Leben zu nennen, wenn die Vergangenheit stündlich wächst, und die Gegenwart gar nicht auf-

kommen kann und gleich nach der Geburt stirbt. Da ist es doch in unserm guten Vaterlande besser; da steht die Gegenwart mit ihrem dicken Bauche und breiten Rücken fest auf den Beinen, und nimmt so viel Platz ein, daß nicht die schmalste Zukunft vorbei kann. Gestern las ich das Verzeichniß der in diesem Herbste erschienenen neuen deutschen Bücher. Hundert und mehr Schriften über die Cholera! Ich bekam Leibschmerzen nur vom Lesen des Catalogs. Sonst habe ich nichts von Bedeutung angezeigt gefunden, äusser dem folgenden Werke, wornach ich sehr schmachte. Es ist wahrscheinlich eine Satyre gegen den deutschen Bundestag; denn unsere maliziösen Landsleute, man kann es nicht leugnen, misbrauchen die Preßfreiheit gar zu arg. Das Buch hat den Titel: „Das Schabbes-gärtle von unnere Leut; eppes mit e Rorität Geblumes füre Brautschmuck. E Chetisch meloche,

von Itzig Feitel Stern. Mit eppes neun Stück ganz feine gillmelirte Kupferstichlich etc." Es ist in Meissen erschienen, wo man gutes Porzellain macht und das beste Deutsch spricht. Unter Schabbes-Gärtle, wird gewiß die Bundesversammmlung gemeint, und unnere Leut, das sind, Baden, Baiern, und die andern kleinen Fürsten, welche sechs Monate lang bei ihren sauren Stände-Arbeiten sehr geseufzt und geschwitzt, jetzt aber im siebenten sich ausruhen und im Schabbes-Gärtle spazieren gehen. Chetisch Meloche ist der Untergang der Polen und Korität Gebhmes sind die schönen Reden der patriotischen Deputirten in Karlsruhe und München. „Ein Pferd, ein Pferd — nein einen Esel, einen Esel, ein Königreich für einen Esel!" Was ich damit machen will? Die Haut will ich ihm abziehen und Jemanden hinein nähen. Wen? Das ist ein Geheimniß. Es ist nur

gut, daß ich über dreißig Jahre alt bin; jetzt brauchte ich nur badischer Staatsbürger zu werden, dann kann ich in Karlsruhe eine Zeitung herausgeben, sobald ich Kaution geleistet. Einen Esel, einen Esel, meine sämmtlichen Schriften für einen Esel! Man kann aber über Deutschland gar keinen dummen Spaß mehr machen. Man soll den Teufel nicht rufen, auch nicht im Scherze. Als ich Ihnen voriges Jahr geschrieben: Geben Sie acht, man wird bei uns Censur und Kaution zugleich festsetzen, schämte ich mich Narr später und dachte bei mir: du bist aber auch gar zu argwöhnisch; so dumm, so schlecht sind sie nicht. Ueber das Schabbes-Gärtle darf man gar nicht sprechen, und so oft jetzt unsere Fürsten die Klagen ihrer Völker nicht werden hören wollen, werden sie sich in das Schabbes-Gärtle zurückziehen. Der Deputirte Seufert in München hat mit deutscher Bangigkeit die

Kammer aufgefordert, sich zurückzuziehen und den Kampf um Freiheit aufzugeben. Sie wissen ihre Hände nur zum Schreiben zu gebrauchen, diese unglückseligen Gelehrten! Er sagte: „Warschau ist gefallen, die Reformbill ist ge„fallen, die Feinde der fortschreitenden Ent„wicklung freisinniger Staatseinrichtungen erhe„ben mit frischem Muthe das Haupt, die „Vorstellungen und Reklamationen der Diplo„maten, welche den Absolutismus repräsentiren, „werden dem Vernehmen nach zudringlicher und „hochfahrender." So spricht ein Mann, der sich einen Vertheidiger des Volkes nennt! Also weil wir Widerstand gefunden, sollen wir gleich die Waffen strecken? Haben sie denn erwartet daß man ihnen die Freiheit auf goldenen Schüsseln mit einem artigen Complimente in das Haus bringen werde? Wie feige macht doch die Gelehrsamkeit! Tausende von edlen Polen haben Armuth und Verbannung einer

schmachvollen Unterwerfung vorgezogen. Die Unglücklichen! Das Korps des Generals Rybinski, das sich nach der preußischen Grenze zurückgezogen, ist dort im jammervollsten Zustande angekommen. Alle, die Mitglieder der National-Versammlung, Minister, Generale, Magistratspersonen, Offiziere, Soldaten, sogar die Weiber und Kinder, wanderten barfus durch den Koth, und sehr wenige hatten eine Kopfbedeckung. Selbst der Generalissimus Rybinski hat weder Hut noch Mantel. Und als sie in solcher Erschöpfung das preußische Gebiet erreicht, war die erste Sorge der preußischen Behörden, alle Minister und Senatoren in ein Kloster zu sperren, und dort mußten sie fünfzehn Stunden ohne Nahrung zubringen! Und so ein Würzburger Professor, der im Schlafrocke am Kamin sitzt und Bier trinkend seine Reden ausarbeitet, sagt seinen Federgenossen, sie hätten lang genug gekämpft, Heldenmuth

genug gezeigt, und sie sollten sich der Noth-wendigkeit unterwerfen! Welche Welt ist das! Sie zu ertragen haben wir einen Gott zu viel oder einen zu wenig. Christus muß den Himmel verlassen, daß wir alle Hoffnung und allen Glauben verlieren, Liebe und Freiheit als thörigte Träume vergessen, und in der Menschheit nicht mehr erblicken, als mechanische und chemische Kräfte, die sich wechselseitig verdrängen und zerstören, sich aus Eigennutz verbinden und aus Habsucht verschlingen. Oder ein anderer Christ muß kommen, der uns für neue Leiden neuen Glauben, neue Hoffnung bringt.

Mittwoch den 9. November

Ein ministerielles Blatt ärgert sich sehr über das Fallen der Renten, das Montag statt gehabt, und scheltet die reichen Leute Poltrons. Der Krämer-Minister Perrier hat seinen Puls auf der Börse und zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags ist er immer krank. — O Schande über die Nation! Schmach über Israel! Herr von Rothschild ist von den hiesigen Gerichten zu zweitägiger Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil er trotz wiederholter Ermahnung, sein Kabriolet nicht wollte numeriren lassen. Wahrscheinlich trotzt er auf den diplomatischen Charakter, den ihm sein General-Consulat giebt. Ein Rothschild soll sich gegen das Numeriren wehren! Hätte er niemals numerirt, wäre er nicht geadelt und diplomatisirt worden. Um

seiner schönen Augen willen ist es nicht geschehen.

Gestern Abend habe ich doch einmal wieder eingesehen, wozu Gott den Menschen Ohren geschaffen hat; man vergißt das leicht und oft. Ich habe die Malibran in der diebischen Elster gehört. Nun, jetzt bin ich doch wieder verliebt, und Kasimir Perrier kann froh darüber seyn; das wird ihm etwas Ruhe vor mir verschaffen. Sie trat nach langer Abwesenheit zum Erstenmal wieder auf und wurde vom Publikum mit noch mehr Liebe als Geräusch empfangen. Das war deutlich zu merken. Auch mußte sie die angefangene Arie wieder unterbrechen, denn die Rührung unterdrückte ihre Stimme. Nun möchte ich wissen, ob das Natur oder Kunst war: dem Teufel kann man trauen, aber keiner Komödiantin. Ich kann ganz mit Ernst versichern, daß ich verliebt in sie bin, nicht in ihre Person, aber in ihrem Gesang und noch mehr in ihr Spiel.

Und Spiel in einer Oper! wer denkt nur an so etwas, wer erwartet es? Nie habe ich eine Schauspielerin gesehen, die so aufmerksam ist, auf sich und auf die andern. Sie vergißt nichts, weder bei der leidenschaftlichen Bewegung, noch in der gleichgültigsten Ruhe. Sie vergaß nicht einmal die Servietten auszuschütteln, als sie den Tisch abdeckte. Es steht keiner auf der Bühne und es mögen der Mitspielenden noch so viele, deren Rollen noch so unbedeutend seyn, für den sie nicht einen eigenen Blick, eine eigene Bewegung hätte. Sie spielt für alle. Die Darstellung der thätigen Leidenschaften, des Hasses, des Zorns, der Verachtung, der handelnden Verzweiflung gelingt ihr meisterhaft, und ganz durchsichtig wie sie ist, sieht man die Leidenschaften nicht blos in ihrer Reife, sondern man kann sie vom ersten Keime an bis zu den Früchten verfolgen. Sie muß viel studiren, viel nachdenken, viel lesen, sogar medizinisches. Wo-

her wüßte sie sonst alle pathologischen Bewegungen des Körpers so Naturtreu darzustellen? Ich mußte manchmal die Augen von der Bühne abwenden, um nur wieder Athem zu schöpfen; denn wenn man die Pulsschläge zählt, die zu solchen Gemüthsbewegungen gehören, wird einem ganz angst bei der Rechnung. Mein kühles Urtheil: daß die Malibran oft zu natürlich spiele, hieß ich mit Unwillen schweigen, so recht es auch hat. In der Tragödie, sowohl im Gedichte als in der mimischen Darstellung, darf zwar die Person handeln; aber leiden darf nur der Mensch. Die Person leiden zu sehen — was hat man davon? (Es ist doch schön, daß ein Kritiker nichts zu fürchten hat; hätte das: „was hat man davon?" ein Anderer gesagt, ich wollte mich schön über ihn lustig machen.) Der Körper soll die Leiden der Seele durchblicken lassen; wird er aber selbst trübe, wie kann da die Seele durch-

scheinen? Das vergißt die Malibran zuweilen und ihre leidenschaftlichen Bewegungen werden dann zu Nervenkrämpfen. Aber ach! wenn man mit der Geliebten schmollt, es dauert nicht lange. Sie spielt doch himmlisch. Und Rubini, Lablache! Was soll ich noch viel sagen? Ich könnte doch nicht mehr herausbringen als unsere deutsche Morgen- und Abendblätter: „der gestrige Abend war ein genußreicher Abend."

Jetzt Adieu Malibran II., Malibran I. kömmt. So schrieb ich, als ich Konrad mit Ihrem Briefe hereintreten sah. Aber ich bitte, gebrauchen Sie künftig statt vier nur drei Oblaten. Dann könnte ich doch wenigstens satyrisch seyn und Ihr fürchterliches Gesiegel mit dem dreiköpfigen Cerberus vergleichen, der grimmig alle Neugierigen abwehrt. Lieber Satan, sagen Sie mir doch, wer, der nicht muß, wird denn in Ihren sauren Brief hineinsehen? O

wie verwünsche ich die Cholera, daß sie mir durch ihre Räucherungen mein Glück so versäuert! Sie fragen mich: wie es denn meine Bekannten hier machen, wenn die Cholera kömmt? Mein Gott, wenn Sie darunter fremde Deutsche verstehen, so sind ja das meistens sorgenlose junge Leute, die erstens solche Gefahren gar nicht beunruhigen, und die, da es ihnen oft an Geld fehlt, an weite Flucht nicht denken können. Heine sagt mir, er würde nicht hier bleiben, sondern nach der Schweiz gehen. Sie können sich denken, daß die reichen lebenslustigen Pariser, die keine Nothwendigkeit an Paris fesselt, fortlaufen werden. Was mich betrifft, so will ich mir voraus gar nicht darüber den Kopf zerbrechen. Da die Nachricht von der Cholera in England heute widerrufen wird, sehe ich nicht ein, wie sie so schnell nach Paris kommen soll, und das wird sich wohl noch bis zum Frühlinge

hinziehn. Vor einiger Zeit habe ich recht angenehm geschwärmt mit meiner Flucht. Ich wollte nach Marseille reisen und von da nach Genua, damit ich doch einmal das Meer und italienischen Himmel zu sehen bekäme. Es ist doch eine rechte Sünde, daß ich hier sitze und das viele Geld verzehre und für das nehmliche Geld, ja für weniger, könnte ich den Winter im südlichen Frankreich oder im nördlichen Italien verträumen. Ich habe die größte Sehnsucht einmal aus diesem nordischen Klima der Politik und des Verstandes zu wandern, und unter einem Himmel der Natur und Kunst zu athmen. Was halten Sie davon?

Die Schröder-Devrient hat vor einigen Tagen beim italienischen Theater als Donna Anna debütirt und hat in hohem Grade mißfallen. Sie wird in den öffentlichen Blättern streng beurtheilt, und man scheint Recht zu

haben. Im deutschen Theater gefiel sie den Parisern sehr, und da kam die Eitelkeit über sie und stach ihr die Augen aus. Jetzt begeht sie gar noch den tollen Uebermuth und tritt nächsten Sonntag zugleich mit der Malibran und zwar in einem Stücke auf, worin sie deren Rolle übernimmt. Sie wird im Othello die Desdemona singen und die Malibran den Mohr. * * * sagte mir heute: die Malibran (es ist ihr Benefiz) habe das so angezettelt, um die Devrient auf einmal und für immer zu stürzen. Mein vaterländisches Herz blutet mir bei dieser traurigen Aussicht. Ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich wünsche den Triumph der Malibran, und würde doch den Fall der Devrient beweinen. So zwischen Liebe und Patriotismus geklemmt — was soll ich thun, wie soll ich mich erleichtern? Theure Freundin, helfen, rathen Sie. Welche Zeit! wohin soll man sich wenden?

wo findet das zerrissene Herz einen geschickten Schneider? Wo? Im Weimarischen, in dem glücklichen Lande, „wo die Liebe befiehlt und die Liebe gehorcht."

Donnerstag den 10. November.

Das Verbot der Bockenheimer Zeitung — das ist die graue Narrheit, die vor Alter kindisch geworden. Sie wollten keine Blitzableiter; nun um so besser. Dann wird das Donnerwetter statt in die Erde auf die Dummköpfe selbst herabfahren, und wir werden sie los. Selbst der türkische Kaiser läßt jetzt eine Zeitung schreiben! Wenn die türkische Regierung im Liberalismus so weit vorschreitet, als Deutschland zurückgeht, dann werden Frankfurt und Konstantinopel bald auf

einander treffen. Wahrhaftig ich bewundere den Sultan, ob ich zwar das gar nicht nöthig hätte, um unsere christliche Fürsten zu verachten. Bei diesen, wo ihr böser Wille aufhört, beginnt erst ihre Schwäche. Keiner von ihnen hat den Muth, dem Widerstreben ihres Hofes, ihres Adels gegen die Entwicklung der Volksfreiheit sich entgegen zu setzen. Der Kaiser von Rußland ist so feige und schwach, daß er nicht wagt die Polen frei zu geben, weil es seine russischen Hofbären nicht wollen. Und der Sultan steht ganz allein, hat kein Volk auf seiner Seite, gegen sich aber den Pöbel, die Geistlichkeit und die Aristokratie, und doch läßt er sich nicht einschüchtern und geht auf dem Wege der Verbesserungen muthig vorwärts! Und der Adel, der dem Sultan feindlich entgegensteht, ist kein entnervter, hasenfüssiger, an seidenen Bändern wie Hündchen geführter europäischer

Adel; es sind keine parfümirten Diplomaten, in seidenen Strümpfen und glasirten Handschuhen — es ist eine Militair-Aristokratie, es sind die reichen wilden Janitscharen. Aber freilich ist Mahomet nicht am Kreuze gestorben, und Dulden und Warten wird seinen Gläubigen nicht als Heldenmuth gelehrt. Ich begreife nur nicht, wie sich der Sultan jetzt schon so viele Jahre, unter seinen zahllosen Feinden, gegen die, im Dunkeln schleichend, kein Muth schützt, hat erhalten können. Ganz gewiß ließ er sich von Wien einen Kunstverständigen kommen, der ihm eine geheime Polizei auf christlichen Fuße eingerichtet hat.

Der König von Würtemberg hat einen öffentlichen Befehl erlassen, wodurch den Offizieren streng untersagt wird, von Politik zu sprechen und Gesellschaften zu besuchen, worin dieses geschieht. Ich habe doch in dieser un-

glücklichen Zeit wenigstens die Schadenfreude, wahrzunehmen, wie sehr sich die deutschen Fürsten seit einem Jahre geärgert haben. Jetzt steigt ihnen die Säure auf, so stark, in solcher Menge, daß man die ganze nordische Briefpost an der französischen Grenze damit desinfiziren könnte. Es giebt doch nichts komischers, als solch eine altväterische Regierung. Von der Cholera, die doch gewiß kontagiös ist, haben sie aus politischen Gründen behauptet, sie sey miasmatisch, und von der Politik, die miasmatisch ist, behaupten sie aus cholerischen Gründen, sie sey kontagiös. O! Doch will ich mit diesem O! keineswegs gesagt haben, daß mir der König Philipp nicht auch soll gestohlen werden. Hat mir dieser Volks-König, der sich ein halbes Jahr lang den Parisern nie anders zeigt, als wie ein deutscher Opern-König mit der Hand auf dem Herzen, ein großes Stück von meinem

Tuillerien weggenommen, und ich betrete nie den Garten, ohne zu erstaunen über diese Kühnheit und über diese Nachsicht auf beiden Seiten. Das hat keiner der legitimen Könige vor Orleans zu thun gewagt, zu thun je Lust gezeigt. Er läßt sich einen Privat-Garten für sich und seine Kinder aus dem usurpirten Theile machen. Er hat gar nicht das Recht dazu, denn die Tuillerien gehören ihm nur als König, und was ihm als König gehört, daran hat das Volk auch Theil. Und was noch bedenklicher ist, nicht die Habsucht, die Furcht hat Louis-Philipp zu dieser Usurpation verleitet. Er läßt hohe Terrassen aufwerfen, Mauern und Graben ziehen, um das Schloß von der Gartenseite gegen einen Andrang zu schützen. Er fürchtet sich — Frankreich mag sich vorsehen. Die Verkleinerung des Tuillerien-Gartens, das wäre also die einzige Folge der französi-

schen Revolution, die sich mathematisch bezeichnen läßt; alles übrige ist Metaphysik. Die Folgen, welche die Juli-Revolution für Deutschland gehabt, sind viel deutlicher. 1. Die Cholera. 2. In Braunschweig hatten sie sonst einen Fürsten, der es wenigstens nicht mit dem Adel hielt; jetzt haben sie Einen der sich vom Adel gängeln läßt. 3. Die Sachsen haben statt einen Fürsten jetzt zwei. 4. Die Hessen haben statt der alten fürstlichen Maitresse eine junge bekommen. 5. In Baden konnte man früher eine Zeitung schreiben ohne Kaution, jetzt muß man eine leisten. 6. Wer in Baiern den König beleidigte, mußte früher vor dessen Oelbilde Abbitte thun; jetzt kommt der Beleidiger auf fünf Jahre in das Zuchthaus. Da weiß man doch wenigstens, woran man ist!

Neunter Brief.

Paris, Freitag den 11. November 1831.

Die Geschichte mit Belgien ist noch nicht zu Ende, auch nicht einmal in dem Sinne der guten kurzsichtigen Menschen, die in der Ausgleichung dieses Streites das Ende aller Verwirrung sehen. Was mich betrifft, werde ich die Annahme des aufgezwungen Friedens von beiden Partheien doch nur als einen Waffenstillstand für diesen Winter ansehen. Und auf dieses miserable Fundament von Backsteinen glaubt Casimir Perrier, das schwache Gebäude

des europäischen Friedens stützen zu können, und ehe es noch aus der Erde herausgearbeitet, steckt er schon ein Bäumchen auf und hält eine betrunkene Kranzrede, als wäre das Dach fertig! Die Wage des Schicksals in der bemehlten Hand eines Krämers zu sehen, — nein, man könnte darüber von Sinnen kommen! Giebt es denn etwas lächerlicheres, als das Schmunzeln dieses Ministers, so oft er eine Nachricht erhalten, Preußen oder Oesterreich vermindere seine Truppen, beurlaube sie! Es ist wie die Freude eines Kindes, wenn es wahrnimmt, daß Mamma die Ruthe wieder hinter den Spiegel steckt, die sie drohend hervorgeholt. Es ist wie die Heiterkeit, wie das aufblühende Gesicht eines Bauchflüssigen, wenn er erleichtert vom Nachtstuhle aufsteht, wohin ihn Leibschmerzen getrieben, und ach! ruft. Dieses Frankreich, vor dem, es ist noch kein Jahr, zwanzig Fürsten hinter den zwei Millionen ihrer Wachen zitter-

ten; dieses Frankreich der drei Tage, das ein erschrecktes Jahrtausend vor sich hertrieb — es ist folgsam wie ein Schulbube, und lernt alle Tage seine Lektion, und läßt sich alle Tage examiniren, um zu zeigen, daß es seine Lektion gelernt hat! Und was zum Lohne für alle diese schmachvollen Opfer? Daß der junge König Philipp mit den alten Königen wird spazieren gehen dürfen, wenn diese nach einer sauern Woche wieder einen Feiertag bekommen! Aber Sie müssen die neue Schrift von Chateaubriand lesen. Sie hat mich erquickt durch alle Adern. Mein ganzes Herz hat er ins Französische übersetzt, und wie viel schöner ist die Uebersetzung als das Original! Ich weiß nicht, was die schönste Freude des Lebens ist; aber die größte ist gewiß die Schadenfreude, die wir über die Niederlage und Beschämung unserer Feinde empfinden. Chateaubriand schlägt mit eisernen Keulen, die er in seinem Zorn glühend gemacht,

auf die französische Zwergregierung, die ich hasse, ob ich sie zwar verachte. Frankreich hat sie nur der Gegenwart beraubt, und wie groß der Raub auch ist, man kann ihn zählen, berechnen, man weiß was man verlohren, was man wieder zu bekommen suchen muß. Uns, uns Deutschen aber, hat König Philipp eine ganz unberechenbare Zukunft gestohlen. Gestern hörte ich, der Kaiser von Oesterreich habe den Casimir Perrier den Stephans-Orden schenken wollen, aber der österreichische Gesandte hier, darüber vorläufig um Rath gefragt, habe erwiedert: es sey noch nicht die Zeit. Wie tief wird Frankreich noch sinken, wie hoffnungslos wird noch Deutschland werden müssen, bis Perrier den Stephans-Orden verdient! Wie verhöhnt ihn aber auch Chateaubriand. „Redet nicht von Ehre, die Renten würden um zehn Centimen fallen." Wegen seines Muthes, seiner Treue und seines glühenden Eifers für Recht und

Wahrheit, darf man diesem Schriftsteller die Kinderei nachsehen, daß er für das Kind Bordeaux sich bemüht, und man soll nur lächeln darüber, als über eine Schwachheit. Die Menschen haben immer wunderliche Gottheiten gehabt; der eine betet Fizli-Puzli, der andere die Legitimität an. Aber alles was er gegen das französische Ministerium sagt, gegen dessen Verwaltung im Innern und nach Außen, ist klar wie die Sonne und rein wie Gold. „Die „Wahl-Monarchie hat der Fahne, der sie sich „bemächtigt, bis jetzt noch wenig Ruhm verschafft. Sie weht nur über der Thüre der „Minister und unter den Mauern von Lissa„bon; sie wurde nur von den Winden zerrissen; „der Regen färbt seinen Purpur und sein Him„melblau ab, und übrig bleibt ein schmuzig „weißer Lappen, die natürliche Farbe der Ba„stard-Legitimität... Der Scepter des jungen „Heinrichs, gestützt von den Händen des jungen

„Frankreichs, wäre für die Ruhe Frankreichs, „ja für das Glück seines jetzigen Beherrschers „selbst, weit ersprieslicher gewesen, als eine „um einen Pflasterstein gewundene und aus dem „Fenster geschleuderte Krone; eine Krone, die „zu leicht, wenn sie sich von ihrem Gewichte „trennt, zu schwer, wenn sie daran befestigt „bleibt.... Ehrwürdige Personen, die Präla- „ten der Quasi-Legitimität, betrachten uns als „tolle Hunde, immer bereit auf Europa loszu- „fahren, wenn nicht tüchtige Knechte uns an „der Kette hielten. Das haben Franzosen öf- „fentlich geäußert! Sie haben ihr Vaterland „aufgedeckt, sie haben mit dem Finger auf dessen „geheime Schäden gezeigt; sie haben es dem „Hohne der Mächte blosgestellt; sie haben uns „diesen als eine leichte Beute gezeigt, oder als „Menschen, denen nur der Schrecken Energie „geben würde. Als unser Muth von einst, be- „zeugt durch so viele Eroberungen, wäre nur

„das Ergebniß der Furcht gewesen, die hinter „uns stand; unser Ruhm nur die Folge unserer „Verbrechen! Seyd artig, hat man uns zu „sagen sich erfrecht, und man wird nicht „über euch herfallen. Und ein solches „Wort konnte aus dem Munde eines Franzosen „kommen! Und das Herz derer, die es gehört „das Wort, hat nicht gezuckt! Und das Blut „hat nicht gekocht in ihren Adern! Wenn das „Gebäude vom July nur auf der Hingebung „der Nationalwürde ruht, wird es zusammen „stürzen; man baut kein dauerhaftes Denkmahl „auf Unehre. Triumphbogen, die man mit „Koth zusammen knetete, würden nicht auf die „Nachwelt kommen."

Ueber die thörigten Friedenshoffnungen des Ministeriums und wie sie, von Furcht geblendet, der Gefahr zueilen, die sie fliehen möchten, drückt sich Chateaubriand wie folgt aus: „Zweifelt nicht „daran, die fremden Mächte, welche die Frei-

„heit unsrer Presse und Rednerbühne, schon mit
„der Legitimität, mit Mühe aushielten, werden
„sie mit dem eingestandenen Prinzipe der Volks-
„souveränität und einer auf der Straße zuge-
„schlagenen Krone noch schwerer ertragen. Sie
„mögen sich verstellen, abwarten, vielleicht auf
„einige Zeit bis auf einen gewissen Grad ent-
„waffnen; sie mögen euch sagen, daß ihr durch
„euer friedliches System die Retter Europas
„seyd, und euer Stolz ist vielleicht naiv genug,
„an diese grobe Schmeichelei zu glauben. Wenn
„ihr aber den verschiedenen Mächten Zeit laßt,
„die Revolutionen, Töchter der eurigen, zu er-
„sticken; wenn ihr ihnen ganz laut erklärt, ihnen
„darthut, daß ihr keinen Krieg führen könnt,
„ohne in einen Bankerott, oder in eine Schrek-
„kensregierung zu stürzen — dann habt ihr ge-
„gen die einfachsten Regeln eurer Selbsterhaltung
„gefehlt. Nicht die, welche die Ehre Frankreichs
„vertheidigen, führen den Krieg herbei; ihr seyd

„es, die durch euer albernes Betragen Frank-
„reich einem neuen Einfalle blos stellt. Ihr wer-
„det für jetzt den Frieden haben, ich will es
„wohl glauben; man kann keinem den Degen
„in den Leib stoßen, der uns den Rücken zukehrt.
„Aber fordert man in Frankreich, in dem Vater-
„lande der Ehre, auf solche Weise den Frieden?“

Die Cholera ist jetzt wirklich in England, und wird dort, wenn sie sich einmal verbreitet, verheerender werden, als in jedem andern Lande, weil England, Gott sey Dank, eine schlechte Polizei hat. Hat die Nachricht auf der frankfurter Börse keinen Eindruck gemacht? Der Dr. *** hier will ein sicheres Mittel gegen die Cholera gefunden haben: man soll jeden Morgen Tisane von Sauerampfer trinken. Das ist ein saueres Frühstück. *** hat sich gegen die Cholera tausend Stück Blutigel ins Haus genommen — où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?

Dienstag den 15. November.

Ihr heutiger Brief hat mir sehr großes Vergnügen gemacht, und besonders freue ich mich über Ihre Freude an dem guten Erfolge meines Buches. Ich hätte das nicht erwartet. Ich sehe daraus wieder, wie wenig Kunst das Herz bedarf, um zu gefallen; daß die Aufrichtigkeit immer bewegt, und daß man der Wahrhaftigkeit selbst den Mangel der Wahrheit verzeiht. Denn weiß ich es nicht, wie oft ich mich geirrt haben kann? Weiß ich es nicht, daß tausend Leser anderer Meinung sind als ich? Aber sie sehen, sie fühlen, daß ich meine Gesinnung treu ausgesprochen, und darum sind sie zufrieden mit mir und glauben mir, wenn sie auch nicht meinen Reden glauben. Es wäre doch erschrecklich, wenn ich wirklich nicht mehr wagen dürfte nach

Deutschland zu kommen! Dann könnte ich ja auch Deutschland nicht mehr verlassen, und ich wäre um die schönsten Stunden meines Lebens geprellt. Es wird aber so schlimm nicht seyn, Ihr seyd zu ängstlich. Man hat jetzt größere Dummheiten, größere Missethaten zu begehen; zu solchen kleinen Betisen und Spitzbübereien hat man keine Zeit. Was das diplomatische Geschwätz heißen soll, ich hätte hier vielen nichtsnutzigen Deutschen Stellen verschafft, weiß ich wahrhaftig nicht. Vielleicht meint man Anstellungen bei Zeitungsredactionen. Und auch dieses hat keinen Sinn. Es wird wohl nichts anders seyn, als daß ich mehreren Deutschen Nachrichten und Stoff zu misfälligen Zeitungsartikeln geliefert habe.

Mittwoch, den 16. November.

Eines der kleinen hiesigen Blätter enthielt gestern folgendes: „au cimetière Montmartre on lit cette inscription sur une tombe nouvelle: Ci gît M. le Baron Jean de Bruckmann, conseiller actuel de sa majesté le roi de Prusse. La place qu'occupe actuellement M. Bruckmann, ne lui sera enviée par personne.“ Es ist schon traurig genug, daß deutsche Hofräthe nicht unsterblich sind; aber, daß sie gar in Paris sterben, das ist herzzerreißend. Man sieht die schrecklichen Folgen. Erfrecht sich ein unverschämter Franzose, sich über einen königlich-preußischen wirklichen Rath lustig zu machen; was würde er sich nicht erst gegen einen unsterblichen erlauben! Es muß doch ein unerklär-

licher wunderbarer Zauber in einem Titel seyn! Es ist das dritte edle Metall. Mancher, der dem Silber widersteht, widersteht doch dem Golde nicht, und wer dem Golde widersteht, unterliegt oft einem Titel. Da ist ein gewisser M ü n c h, ein politischer Schriftsteller von einigen Talenten; der war früher ein heißer Demagog, sein Liberalismus stand auf 30 Grad Reaumüre im Schatten. Der König der Niederlande machte ihn vor einigen Jahren zum Professor, und augenblicklich sank sein Liberalismus auf 15 Grad. Kürzlich wurde er vom Könige von Würtemberg zum geheimen Hofrath ernannt, darauf kam Herr Münch dem Gefrierpunkte sehr nahe. Wird er einmal geheimer Regierungsrath, sinkt er gar unter Null herab. Zwar erwarb er sich durch sein Sinken nicht blos einen Titel, sondern auch einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gulden; aber das Geld ist doch hier nur das Gebäcke

ne zur Chocolade, dazu gegeben um sie bequemer auszutunken; die Hauptflüssigkeit bleibt der geheime Hofrath. Für den Gehalt besorgt Herr Münch die Stuttgarter Bibliothek, aber für den geheimen Hofrath arbeitet er an der Hofzeitung, und sucht alle Tage zu beweisen, daß die Regierung immer Recht hat dem Volke gegenüber, und daß es sehr löblich ist, wenn sie alles Schlimme ohne langes Zaudern auf einmal thue, damit das Volk den bittern Trank schnell hinunter schlucke; das Gute aber nur allmählig, daß man es mit langsamen Zügen hinunter schlürfe und der Genuß um so dauernder sey. Mit welcher rastlosen Feindseligkeit in Deutschland die öffentliche Meinung verfolgt wird, mit welcher Unverschämtheit die Censur jede Wahrheit unterdrückt, und sich zur unverlangten Beschützerin selbst jeder ausländischen Lüge hervordrängt, sobald diese Lüge zum Vortheile einer Regierung gereicht — das

von liegt eben ein neuer Beweis mir unter den Augen. Dr. * * * der ein Korrespondent der allgemeinen Zeitung ist, berichtete kürzlich von dem Prozesse des Journalisten Marrast, der in seiner Zeitung, die Tribüne, den Ministern Soult und Perrier öffentlich vorgeworfen: sie hätten bei dem Waffen-Ankauf in England ihren großen Vortheil gehabt. Der Bericht sagt: „Von Soult glauben viele Leute, es sey nicht unmöglich, daß er „neben seinen militairischen Beschäftigungen „auch auf Profit ausgehe; man erinnert an „sein Benehmen in Spanien, an seine unbe„zahlte Bildergallerie. Perrier steht ebenfalls „im Rufe, als lasse er sich nicht gern einen „Profit entgehen; auf ihn bezieht man allge„mein das Wort des Figaro: „d'autres ont „prêté à la petite semaine. Doch wir „halten beide Minister in Betracht „ihres allgemein rechtlichen Charak-

„ters für unschuldig." Zu diesen unterstrichenen Worten, bemerkte * * *, von dem ich die allgemeine Zeitung leihe, mit der Feder: dies habe ich nicht geschrieben. Das hat also die Augsburger Censur hinzugesetzt. Oder vielleicht hat es der Redakteur der allgemeinen Zeitung selbst gethan, — ein talentvoller aber wunderlicher Mann, der seit zwanzig Jahren mit wahnsinniger Beharrlichkeit den Stein der Weisen sucht, und sich abmüht, die Diplomatik mit der Wahrheit zu amalgamiren, um eine goldene Zeitung hervorzubringen.

Zehnter Brief.

Paris, Donnerstag den 17. November 1831.

In dem Buche des cent-et-un ist auch ein Kapitel: la première représentation. Der Verfasser Merville, selbst ein dramatischer Dichter, beschreibt die Nöthen und Aengste, die der Dichter während einer ersten Aufführung erleidet: die unberechenbare Laune des Publikums, der Eigensinn, die Willkühr und der Unverstand der Schauspieler, die geheimen Schliche der Feinde, die Falschheit der Freunde — es ist wirklich schauderhaft. Ein Thor, wer nach

Ruhm strebt, und sein Glück den Winden, seine Ruhe dem Wasser anvertraut!

Nun, euere Allerheiligen-Revolution ist ja schon wieder gedämpft! Du brauchst dich nicht zu schämen, Frankfurt; auch Warschau ist gefallen, und war doch mehr als du. Die räthselhafte Geschichte war mir ganz klar, noch ehe ich in einem öffentlichen Berichte aus Mainz gelesen, daß man einen Theil der Bundesgarnison, um Platz zu gewinnen, nach Frankfurt verlegen wolle. Das ist's. Vierzig Jahre der Kriege und Revolutionen sind durch Frankfurt gezogen, und nicht einmal während solcher stürmischen Zeit hat dort das Militair eine Gewaltthätigkeit, die Bürgerschaft sich eine Empörung gegen die Gesetze zu Schulden kommen lassen. Ganz gewiß wurde hier oder dort der schwache Funke der Unzufriedenheit angeblasen und Brennmaterialien darauf geworfen. Das war leicht zu

machen. Frankfurt ist ja seit 1814 das Hauptquartier der vaterländischen geheimen Polizei, und der General-Stab ist aus den vortrefflichsten Schurken zusammengesetzt. Unsere weise Regierung wird nun von den zehntausend Bücklingen, die sie seit fünfzehn Jahren der Bundesversammlung verehrt hat, nichts als die Rückenschmerzen übrig behalten. Jetzt ist wieder die verdammte Bockenheimer Zeitung schuld an Allem! Sie werden in Deutschland noch verrückt über die Zeitungen; es sind die Furien, die das Gewissen unserer Regierungen verfolgen. Ich las mit gespenstischem Grausen, daß der Senat den Schatten einer Verordnung von 1660 aus dem Grabe hervorgerufen, um die Bockenheimer Zeitung damit zu vertilgen; die Hexe von Endor hätte es nicht schauerlicher machen können. Aber die Naivität, die unbeschreiblich heitere Naivität: daß jene alte Verordnung von 1660

mit der jungen Gesetzgebung der deutschen Bundesversammlung in der liebevollsten Eintracht lebe — wie unser Senat erklärte, — verscheuchte alle Schrecken der Nacht von mir, und ich mußte laut auflachen. Hätte ich so etwas gesagt, hätte man es für frevelhaften Spott und Preßfrechheit erklärt. Alle Arretirungen in Frankfurt während der Unruhen würden bei Nacht vorgenommen. Was mich betrifft, so erkläre und entschuldige ich einen solchen schändlichen Friedensbruch leicht damit, daß dort die Regierung wie überall der Antipode des Volks ist, und sie daher Tag hat, während jenes Nacht. Wie aber unsere Bürger, unsere Advokaten, die sich mit mathematischer Geographie und Moralphilosophie nicht viel beschäftigen, eine solche schauderhafte Gewaltthätigkeit, einen solchen finstern Uebermuth aus dem Mittel-Alter ertragen — das begreife ich, das verzeihe ich nicht. In Frankreich ist man ja

freier im Gefängniß, als bei uns in der Freiheit. Der Polizei, die nur von Willkühr lebt, die fürchterliche Gewalt zu geben, jeden, den sie anschuldigt, jeden, den sie beargwohnt, aus seinem, selbst bei jedem Mörder heiligen unverletzlichen Asyl, aus seiner Ruhestätte zu reißen, den Unschuldigen oft von dem einzigen Zeugen seiner Unschuld, vom Tageslicht zu trennen — ist eine Tyrannei so schändlicher Art, daß wer sie schweigend duldet, noch strafbarer ist, als wer sie übt. Und das in einem Staate, wo die Gerichte im Dunkeln Recht sprechen, und wo die Presse unter der schmählichsten Sklaverei steht! Wenn eine solche nächtliche Arretirung einen Fremden trifft, dann ist er wie verschwunden von der Erde, denn kein Tagesblatt darf Nachricht geben von dem Werke der Finsterniß, und der Tod gewährte dann einem Solchen größere Sicherheit als die Gefangenschaft; denn einem Verstorbenen wird doch wenigstens ein öffent-

licher Todesschein ausgestellt. Was machen denn in Frankfurt unsere jungen Gesetzgeber, unsere jungen Senatoren? Wie dulden sie solche Schändlichkeiten? Wozu denn haben sie die Universitäten des neunzehnten Jahrhunderts besucht? Wenn sie sich in Frankfurt mit einem Staatsrechte und einer Gesetzgebung aus dem sechszehnten Jahrhundert begnügen, hätten sie ihren Eltern die Studienkosten ersparen können. Das eben ist der Jammer — wir haben keine Jugend. Sobald sie in den gesetzgebenden Körper kommen, werden sie dickbäuchig; sobald in den Senat, werden sie grau; sie beginnen mit geheuchelter Sympathie und endigen mit aufrichtiger.

— Sind Sie heute bei Verstand? Diese Frage darf Sie nicht beleidigen; ich würde Sie nie fragen: sind Sie heute bei Herz? Nun, wenn Sie bei Verstand sind, will ich Ihnen ein Räthsel aufgeben, das mich gestern Abend eine halbe Stunde lang beschäftigt hat, und das der erste

Philosoph in der rue de Provence nicht zu lösen vermochte. Beschämen Sie mich. In den hiesigen Blättern stand vor einigen Tagen folgende öffentliche Ankündigung, die aus der Gazette de la vallée cherry entnommen war. Ob dieses Thal in Frankreich oder in der französischen Schweitz liegt, weiß ich nicht. „Il est dès à présent interdit à toute personne quelconque d'épouser ma fille Betzy. Unterzeichnet: J. G. Miller." Welche Ursache kann ein Vater haben, jedem ohne Ausnahme zu verbieten, seine Tochter zu heirathen? Eines der erwähnten Blätter zerbricht sich auch den Kopf darüber und stellt allerlei Vermuthungen auf, von welchen aber eine immer dümmer ist als die andere. Selbst die letzte, die der Zeitungs-Schreiber fest hielt, befriedigte mich nicht, ob sie zwar etwas für sich hat. Der Zeitungs-Schreiber sagt: nachdem er viele gelehrte Personen, unter andern, Apotheker, Last-

träger, Schriftsteller und Zahnärzte zu Rathe gezogen, sey er endlich bei der Idee stehen geblieben: daß die Tochter des J. G. Miller ein Sohn sey. Diese Sache ist für einen Franzosen zu tief, in Deutschland wird man es leichter herausbringen. Machen Sie sich also an das Werk. Ich hätte große Lust die Sache in eine Frankfurter Zeitung zu setzen, um die dortigen Gelehrten aufzufordern sich mit dieser wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen: aber die Censur würde den Artikel streichen. Denn das Mädchen aus dem Thale heißt unglücklicher Weise Betzy, und diesen Namen führt auch in Frankfurt ein Pastetenbäcker. Es wäre Preßfrechheit, so etwas drucken zu lassen.

Nichts pikanteres giebt es zum Frühstücke, als die täglich hier erscheinenden kleinen Blätter nicht-politischen Inhalts. Es ist wie Austern und Caviar. Mich wundert nur, daß bei dem großen Beifalle, den sie nothwendig finden müssen, de-

ren nicht mehrere herauskommen. Ich kenne nur drei: Der Figaro ist mit unendlich viel Geist geschrieben, und hat das ganze Jahr durch aber auch nicht einen trüben Tag. Die beiden andern, ob sie zwar keinen solchen Luxus von Witz ausbreiten, lesen sich doch auf das angenehmste, und ich erinnere mich nicht, daß ich je eine einzige Zeile darin hätte übergehen mögen. Dabei kann ich mich nun nie enthalten, diese Blätter mit unsern deutschen ähnlicher Art zu vergleichen, und ich komme dann immer auf ein Resultat, das mir nicht ganz klar ist. Alles was die hiesigen Blätter, den deutschen gegenüber, an äußern günstigen Verhältnissen voraus haben: die Freiheit der Presse, die ungestörte Benutzung der Politik, besonders der reich zusammengehäufte täglich wechselnde Stoff, den ihnen die große Hauptstadt, in Kunst, Wissenschaft, Theater, Literatur, geselligem Leben und Tagsgeschichten, darbietet — das alles stelle ich

den deutschen Blättern zur Rechnung, und bringe es in Abzug ihrer Schuld. Aber selbst nach dem Allen haben sie mir wegen ihrer ewigen Einförmigkeit und unendlichen Langweiligkeit noch Rede zu stehen. Es liegt eben eine Monats-Sammlung von einem der erwähnten Blätter vor mir auf dem Tische; es heißt L'Entr'acte und ist das unbedeutendste von allen. Ich nehme die ersten acht Blätter zur Hand, um deren Inhalt zu zählen, zu messen und zu wiegen. Das Blatt ist gleich dem Morgenblatte, in Quart gedruckt, aber etwas weitläufiger, so daß es weniger enthält als jenes. Von den vier Seiten des Blates fallen erstens zwei Seiten weg, die ganz mit den Anzeigen der Theaterstücke des Tages und den Namen der darin auftretenden Personen ausgefüllt sind. Von den zwei übrigen Seiten bringe ich täglich eine Spalte in Abzug, welche sogenannte Miszellen, hier causeries genannt, enthalten. Gegen diese könnte

man freilich einwenden, daß die unbeschränkte satyrische Freiheit ihnen zu statten komme. Hier darf man die Uebermüthigen und die Narren mit Nadeln stechen, in Deutschland nur zuweilen mit dem Kopfe eines Nagels tüpfen. Bleiben also für jedes nur noch drei Spalten übrig. Und in dem engen Raume dieser drei Spalten enthalten die acht ohne Wahl herausgerissenen Blätter: 5 Bücherkritiken, 3 Theaterkritiken, 2 Romane und 12 Aufsätze, deren Titel ich Ihnen mittheile, damit Sie daraus sehen, daß es frei gewählte Formen sind, allgemeine Stoffe, die den deutschen Schriftstellern der kleinsten Stadt auch zu Gebote ständen. Die Musik wie ich sie liebe. Der Tag nach der Hochzeit. Erörterungen unter Freunden. Der finstere Mann. Der fröhliche Mann. Die Cholera-Zeitung. Die Kunst von dem Daumen zu lesen. Warum der Fußgänger mehr Ideen hat, als der im Wa-

zen sitzt. Das Ende der Welt. Der Eck am Kamin. Der ehrliche Mann wider Willen. Ueber die verschiedenen Arten, wie die Menschen mit ihren Kleidern verfahren. Und was solche Artikel besonders auszeichnet, ist deren Kürze. Das Kurze mißfällt nie; man kann in zwei Minuten nicht langweilig seyn, es gehört Zeit dazu. Ist ein solcher Artikel unangenehm, so war es doch eine Pille, keine Mixtur, man schluckt es hinunter; denn der Kopf hat wie der Magen seine Geschmacksnerven, was einmal darüber hinaus ist, schmeckt der Geist nicht mehr. Warum können oder wollen nun unsere deutschen Schriftsteller in ihren Journalen keine solchen kurzen Aufsätze machen? Ich kann nicht klug daraus werden, und bitte Sie daher, wenn Sie nach Auflösung des großen Räthsels von der Betzy Miller noch etwas Verstand übrig behalten, auch über dieses dunkle Geheimniß nachzudenken.

Samstag den 19. November.

In einer Anzeige von Heine's Adelsbriefen heißt es unter andern: „Auch setzt man einigen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Heine's, indem es einiges Aufsehen macht, den burlesken Satyriker oder den niedern Komiker auf einmal als Freiheits-Apostel wiederzufinden." Das steht in den Leipziger Blättern für litterarische Unterhaltung, der größte Viehstall, den ich je gesehen. — Haben Sie denn wirklich gemeint, das Loben meiner Briefe würde immer so fortgehen? O, lassen Sie nur erst die preußischen Rezensenten kommen und den Leipziger Viehstall aufthun; da werden Sie noch ganz andere Dinge hören. Wenn ich Wunden scheute, hätte ich den Kampf vermieden. Die Leute thun mir gar nicht Unrecht, die in den Brie-

sen meine frühere Mäßigung nicht finden; aber sie thun sich selbst unrecht, daß sie sie suchten. Die Zeiten der Theorien sind vorüber, die Zeit der Praxis ist gekommen. Ich will nicht schreiben mehr, ich will kämpfen. Hätte ich Gelegenheit und Jugendkraft, würde ich den Feind im Felde suchen; da mir aber beide fehlen, schärfe ich meine Feder, sie so viel als möglich einem Schwerte gleich zu machen. Und ich werde sie führen, bis man sie mir aus der Hand schlägt, bis man mir die Faust abhaut, die mit der Feder unzertrennlich verbunden ist. Die Mäßigung ist jetzt noch in meiner Gesinnung, wie sie es früher war; aber sie soll nicht mehr in meinen Worten erscheinen. Damals, als ich so ruhig schrieb, stürmte es gerade am heftigsten in mir; weil ich noch nicht wußte was ich wollte, ging ich langsam und sprach bedächtig. Jetzt aber, da mir klar geworden, was sie wollen, weiß

ich auch, was ich will, ich darf mich dem Strome meines Herzens überlassen, habe nichts mehr zu wählen und nichts mehr zu bedenken.

Was fällt nur den Leuten ein, daß ich ein Feind von Rothschild sey? Ein Glück für mich, daß ich es nicht bin; denn wäre ich es, hätte ich nicht von ihm gesprochen, und hätte die Wahrheit meiner Ehre aufgeopfert. Gegen den Menschen Rothschild habe ich gar nichts, aber weil er Rothschild ist, setze ich ihn den Königen gleich, und das kann ihn doch gewiß nicht verdrießen, wenn er auch nicht zu ihnen gehören möchte, da er am besten weiß, wie tief jetzt ein König unter Pari steht. Aber er ist der große Mäkler aller Staats-Anlei- hen, welcher den Fürsten die Macht giebt, der Freiheit zu trotzen, und den Völkern den Muth nimmt, sich der Gewalt zu widersetzen. Rothschild ist der hohe Priester der Furcht, die Göttin, auf deren Altar Freiheit, Vater-

landsliebe, Ehre und jede Bürgertugend geopfert werden. Rothschild soll in einer Börsenstunde alle seine Papiere losschlagen, daß sie in den tiefsten Abgrund stürzen, dann eile er in meine Arme und er soll es spüren, wie fest ich ihn an mein Herz drücke. Wahrhaftig es scheint, daß diese Menschen die Freiheit der andern noch mehr fürchten als ihre eigene Armuth, sonst würden sie nicht mit so ängstlicher Eile ihr Geld zu den Füßen der Könige werfen, so bald sie es verlangen. Ob wir einmal frei werden, weiß ich nicht, aber für die künftige Armuth der Papier-Reichen will ich mich verbürgen.

Der hohe Senat erzeigt mir zu viel Ehre, wenn er ungehalten gegen mich ist. Habe ich denn wirklich gesagt, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt schlecht behandelt worden? So viel ich mich erinnere, habe ich nur erzählt, daß es so von den Franzosen hier

behauptet worden. Meine Pension können sie mir nicht entziehen, denn sie haben mir sie nicht gutwillig zuerkannt, sondern waren durch einen Beschluß der deutschen Bundesversammlung dazu verpflichtet worden. Freilich würde ich in solcher Gefahr auf den Schutz der hohen deutschen Bundesversammlung nicht rechnen dürfen, denn diese greift nie in die Ungerechtigkeit eines einzelnen deutschen Staates ein, sondern nur in die Gerechtigkeit. Aber fürchten Sie doch nicht, daß sie mir in Frankfurt etwas zu Leide thun. Geschieht es, geschieht es ja nur aus Rache, und Menschen solcher Gesinnung würden mich nach sich selbst beurtheilen, und sich fragen, was gewinnen wir dabei, wenn wir ihm seine Pension entziehen? Er würde uns dann erst recht feindlich entgegen treten. Hat doch, wie sie behaupten, die einzige Bockenheimer Zeitung Mord und Todschlag in Frankfurt erregt, was könn-

te ich nicht erst anstiften, dem alle Blätter offen stehen! Und um jährlich vierhundert Gulden herauszumorden, würde Frankfurt nicht genug seyn, der Untergang von ganz Deutschland müßte dazu beitragen. Das würde man bedenken. . . . .

Gestern fand ich in einem deutschen Blatte, als ganz kürzlich erschienen, angezeigt: „Iam Kippur der Versöhnungstag. Novelle von David Russa.“ Es ist das erste Werk eines jungen Schriftstellers, und wird (freilich vom Verleger selbst) sehr gelobt. Empfehlen Sie das Buch unsern Juden. Es soll ihr Herz auflockern, damit man nach ausgejäteten Metalliques etwas Liebe und Menschlichkeit hineinsäen könne. Es ist in Leipzig erschienen.

Sonntag den 20. November.

Die Theilnahme der Pariser für die unglücklichen Polen zeigt sich eben so warm, als früher für die Kämpfenden. Es macht ihnen Ehre, ich hätte es kaum erwartet. Die kämpfenden Polen gewährten ein schönes Schauspiel, die besiegten, vor der Tyrannei flüchtigen Polen zeigen nur den nackten, häßlichen Ernst. Alle Theater wollen nach der Reihe Vorstellungen zum Besten der Polen geben, und sie bereiten dazu eigene aus der neuesten polnischen Geschichte bearbeiteten Stücke vor. Gestern machte das Theater de la Porte St. Martin den Anfang. Sie gaben la vieillesse de de Stanislas. Das Stück wird seit ohngefähr vierzehn Tagen gegeben, und bei jeder Vorstellung wird den Polen eine eigene Loge unentgeldlich überlassen. Die Minister in ih-

ren Blättern ärgern sich gar sehr darüber, und lassen sagen: ob denn das Mitleid wäre, wenn man den unglücklichen Polen jeden Abend das Bild ihrer Leiden vor die Augen bringe? Bis zur Gemeinheit zeigen sie ihren Aerger. Die Hauptrolle im Stanislas hat der zwar alte aber noch immer frische Pottier, und da sagen die ministeriellen Theater-Artikel, das Stück sollte nicht heißen la vieillesse de Stanislas, sondern la vieillesse de Pottier. Sie möchten gern ihre zugleich niederträchtige und wahnsinnige Politik, die sie gegen Polen und Rußland befolgt haben, vergessen machen, und es muß sie darum aufbringen, jeden Abend im Theater die Begeisterung, den Spott und den Groll der Pariser neu angefacht zu sehen. Die vielen Polen, die jetzt hier zusammentreffen, machen den Ministern grausame Kopfschmerzen, und sie gehen mit dem Gedanken um, sie alle nach dem südlichen Frankreich zu verweisen. Es ist

ihr warmes Sibirien. Der Kaiser Nikolas preßt seinen Sieg aus bis auf den letzten Tropfen, und wirft dann dem König Philipp die Schaalen vor die Füsse. Es wundert mich nicht und ich nehme es ihm gar nicht übel. Die deutschen Diplomaten und ihre Federknappen haben seit einem Jahre die Milde, Großmuth und Gerechtigkeit, welche künftig Kaiser Nikolas gegen die Polen zeigen würde, so hoch in den Himmel erhoben, daß Nikolas, in der Verzweiflung, das erhaltene Lob zu erreichen, lieber gar nicht darnach strebt, sondern bleibt, wo, was und wie er ist — der Beschützer und Verbündete jedes Tyrannen und der Feind und Unterdrücker jeder Freiheit in Europa. Die ganze polnische Armee, die sich nach Oesterreich und Preußen zurückgezogen, ist verbannt und darf nie in ihr Vaterland zurück. Schon dreitausend Polen wurden nach Sibirien geschickt. Viele wurden hingerichtet, Unzählige ihrer Güter be-

raubt und mit ihren Kindern dem Hungertode preis gegeben. Sie machen gar kein Geheimniß aus ihrer Rache. Die Namen der Hingerichteten, Verbannten, Beraubten, werden in den Zeitungen amtlich mitgetheilt. Es ist fürchterlich zu lesen. Die naive preußische Staatszeitung theilt dieses alles mit, wahrscheinlich damit die deutschen unartigen Kinder Furcht vor der großen russischen Ruthe bekommen. Es liegt grade so ein Rache=Verzeichniß vor mir. Man schaudert, wenn man liest, daß in Rußland die Landgüter nach Seelen gemessen werden, wie bei uns nach Morgen. So heißt es in einem Confiscations=Register von Gütern polnischer Rebellen: ein Gut von hundert ein und siebenzig männlichen Seelen, ein jährliches Einkommen 1318 Rubel, 80 Kopeken Silber bringend, dem N. N. gehörig — ein Gut von hundert acht und neunzig Seelen, — ein Gut von zwei hundert männ-

lichen Seelen. Das sind schöne männliche Seelen, die sich eine solche Behandlung gefallen lassen, und sich dabei nicht soviel rühren, als die Scholle hinter dem Pfluge! Nichts macht einen komischeren Eindruck, als wenn man nach den prächtigen kaiserlichen Strafen der polnischen Rebellen die armseligen Belohnungen liest, mit welchen man die treugebliebenen Polen erfreut. So wurde ein litthauischer Edelmann, „der beim Ausbruch des Aufstandes seinen Bauern die Waffen abnahm, und selbst als einfacher (sollte heißen einfältiger) Freiwilliger in der russischen Armee gegen die Insurgenten kämpfte, worin er sich augenscheinlichen Gefahren aussetzte, in Betracht „seiner so ausgezeichneten treuen Dienstleistungen" — zum Titular-Rath ernannt. Da sind doch unsere deutschen Hofräthe klüger; sie setzen sich für ihre Titel keiner grössern Gefahr aus, als höchstens zum Narren gehalten zu werden. Was

mich nun, nach solchen schändlichen Handlungen der Despotie, wie immer, am meisten bewegt, das sind ihre schändlichen Reden, ihr Spott, der, ohne ihre Macht zu vermehren, nur den Schmerz der Unterdrückten vergrößert. Wenn man jetzt die Artikel liest, welche alle Tage die russische Warschauer Zeitung enthält, muß man sich den Kopf zusammen halten, daß er nicht auseinander fällt. Es ist eine geniale Unverschämtheit. Ein solcher Artikel sprach in diesen Tagen über die Ursachen der polnischen Revolution, und untersucht, welche gegründete Beschwerden denn die Polen gegen die russische Regierung gehabt hätten? Der Kaiser hätte sie mit Wohlthaten überschüttet, und hätten sie auch kleine Beschwerden gehabt, wo es denn ein reines Glück in der Welt gäbe? Man wolle nun die vermeintlichen Beschwerden der Polen über die Verletzungen der Constitution besprechen, und

sonnenklar zeigen, wie ungegründet sie waren.... Die Unterdrückung der Preßfreiheit? Aber seit wann können wir uns ohne dieselbe nicht mehr behelfen?... Der Mangel eines constitutionellen Budgets! Aber die Minister haben den Kammern das Budget nicht vorgelegt, weil sie vorher sahen, es würde verworfen werden.... Die geheime Polizei! Aber wie gelind muß diese gewesen seyn, da sie den Ausbruch der Revolution nicht verhindern konnte.... Die Aufhebung der Oeffentlichkeit in den Reichstag-Verhandlungen! Nun, was ist's denn weiter? Dadurch hat das Publikum nur eines seiner unentgeldlichen Schauspiele verlohren. Und darum eine Revolution anfangen? „Selbst England (hören Sie, hören Sie) würde gern einwilligen, daß die Thüren seines Parlaments dem Publikum verschlossen werden, und daß man seine Preß-

freiheit beschränkt, wenn es sich gegen ein so geringes Opfer eines Theiles seiner National-Schuld entledigen, und seinen Fabrikanten den Markt des ganzen Nordens eröffnen könnte!" O! das ist zu himmlisch! Wenn der österreichische Beobachter das liest, wird er ausrufen: Pends-toi, figaro, tu n'as pas deviné celui-là! Aber die preußische Staatszeitung, die die Streiche mittheilt, scheint sich über die Schelmerei ihrer russischen Suzane nicht zu wundern; denn sie denkt wohl, bei Gelegenheit könne sie es noch schöner machen.

Jetzt heißt es, der Kaiser Nikolas sei darum nach Moskau gereist, um mit seinen getreuen Edelleuten dort zu überlegen, ob er seinen Völkern etliche Freiheiten und welche er geben solle. Und das thut er, um die Eifersucht der Russen zu beschwichtigen, daß sie nicht murren, wenn den Polen nicht alles geraubt wird. Wir wol-

len sehen. Ist es aber nicht wunderlich, daß die Fürsten, so oft sie die Freiheit unterdrücken wollen, keines Menschen Rath brauchen, sondern auf der Stelle mit sich einig und entschlossen sind; sobald sie aber ihren Völkern Freiheit geben wollen, bei allen Leuten herumfragen, was sie davon halten, und sehr herablassend dem geringsten ihrer Unterthanen erlauben, nur ohne Scheu seine Meinung zu sagen? Die künftige polnische Freiheit wird man in Wien auf der Straße predigen dürfen; so unschuldig wird sie seyn. Darin aber irren sich so viele Menschen, daß sie glauben, Rußland, Oesterreich und Preußen versagten ihren Völkern constitutionelle Freiheit, und verhinderten deren Entwicklung in den kleinen Staaten, blos aus Haß gegen die Freiheit allein und aus Liebe zur unbeschränkten Herrschaft. Das ist freilich ein Hauptbeweggrund, aber es ist nicht der einzige. Der andere liegt darin: daß wenn die großen Mächte

ihren Staaten Konstitutionen gäben, sie unfehlbar ihren politischen Einfluß auf die kleineren Mächte verlieren würden — einen Einfluß, den sie nur dadurch erwerben und erhalten, daß die Aristokratie in diesen kleinen Staaten, in ihrer Angst vor dem Andrang der Demokratie, sich um Schutz flehend nach Petersburg, Wien und Berlin wenden — ein Schutz, der ihnen auch verkauft wird, und den sie mit Verrath ihres Vaterlandes und ihres Fürsten theuer bezahlen. Darin ist die Hoffnungslosigkeit der gegenwärtigen Lage Europas, und darin ist die Thorheit der hiesigen Minister, welche träumen, alle Verwirrung könnte friedlich gelöset werden.

Montag den 21. November.

Gestern Abend trat die Devrient in Rossinis Othello auf. Sie spielte die Desdemona, Madame Malibran den Mohren. Allen Dilettanti und den vielen Amanti der schwarzen Schönen war sehr bange vor dem kühnen Unternehmen, und ich fand, daß ihre Furcht noch lange nicht groß genug gewesen. Wäre nicht eine der Grazien, aus gewohnter Liebe, der Malibran treu geblieben, sie hätte sich sehr lächerlich gemacht. Was doch die Eitelkeit schlecht rechnet! Sie wollte donnern und blitzen, wie ein afrikanisches Gewitter, aber die Stecknadelnatur des weiblichen Zornes stach überall hervor, und das dünne spitze Grimmchen war gar zu komisch. Die Malibran hat eine zarte feine Gestalt, und so blieb ihr nichts anders übrig, um einen Mann vorzustel-

len, als alles was ihr von männlicher Kraft bekannt war, um Mund und Augen anzuhäufen. Sie warf in einem fort die Lippen höhnisch aus, rollte die Augen, zog die Augenbrauen finster zusammen. Das sollte Eifersucht, Wuth, Rachedurst vorstellen; aber es glaubte ihr Niemand ein Wort. Ihrer schönen Stimme that sie Gewalt an, daß man sich erbarmen mußte. Ich sah doch, daß die Leute hier unpartheyisch sind und sich von keiner vertrauten Vorliebe bestechen lassen. Der Beifall war kalt, noch mehr, er war kühl, und man konnte merken, daß die alte Gewohnheit verführen wollte, man ihr aber kein Gehör gegeben. Die Devrient, noch eine schöne Frau, hat eine volle, klangreiche Stimme, die mir nur manchmal zu heldenmäßig vorkam. Ich glaube, sie hat einigemal geschrien. Haben sie nichts gehört? Ihr Spiel ist zu loben; sie hat gelernt und gebraucht schöne akademische Stellungen. Den Schmerz der Des-

demona spielt sie oft edler als die Malibran; die gläubige Deutsche hat einen Zug von der schmerzensreichen Mutter um ihre Lippen, den die ungläubige Französin nicht auszudrücken vermag .... Selbst der Zufall machte sich über diese lächerliche Vorstellung lustig. Als am Schlusse Desdemona und Othello todt auf dem Boden liegen und der Vorhang fallen sollte, blieb er hängen. Die Devrient, die als Fremde wohl nicht recht wußte, wie sie sich zu betragen habe, erhob ihren Kopf und sah nach der Malibran hin, um ihrem Beispiele zu folgen. Diese aber ließ sich gar nicht irre machen und blieb todt. Da gab es denn ein unbändiges Gelächter, und auf diese Weise konnte jeder Unzufriedene mit Anstand seinem Spott Luft machen... Nach Othello kam noch eine kleine komische Oper: la prova d'un opera seria, so eine Art von Kapellmeister von Venedig, den man in Deutschland spielt. Lablache und

die Malibran waren unvergleichlich. Aber das ist ein altes Wort für eine ganz neue Empfindung und das ich bloß aus Noth gebrauche. Die Malibran und das Haus vergüteten sich reichlich an Verdienst und Lohn, was sie in der vorhergegangenen Vorstellung einander schuldig geblieben. Ich will aber weiter kein Wort darüber sprechen. Ich wäre ja ein Narr, wenn ich Ihnen immer aufrichtig berichtete, was ich für ein Narr gewesen!

Unser König hat gestern sechs und dreißig Stück Pairs gemacht, neue Säulen den Thron zu stützen, neue Faschinen in den Strom der Zeit zu legen, daß der demokratische Schlamm sich daran festsetze. Gestern war Sonntag, aber die Gewalt hat keinen Feiertag. Mir war diese Sache immer gleichgültig gewesen. Sie mögen Pairs haben oder keine, erbliche oder nur lebenslängliche: das ändert nichts. Neue Ruinen, wie in den englischen Gärten, das sind

unschädliche Spielereien. Man mag einem Kinde eine graue Perücke aufsetzen, es wird nicht alt davon. Was ich in dieser Sache nur wichtig finde, ist daß der König, indem er Pairs ernannte, wozu ihn die Konstitution von 1830 nicht berechtigte, einen Staatsstreich begangen. Und hat er einmal dem Teufel einen Finger gegeben, wird er ihm auch später die Hand reichen, und sich ihm endlich ganz überlassen.

— So eben lese ich in der neuesten Hamburger Zeitung folgende Brochure angezeigt: „Gegen L. Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergessenen Briefsteller aus Paris, von E. Meyer Dr." Ich kann es mir nicht erklären; aber sobald ich den Titel gelesen, bekam ich gleich einen heftigen Appetit, und ich schickte den Konrad weg, mir vom Restaurateur ein tête de veau au Naturél zu holen. Ich pflege sonst nie à la fourchette zu frühstücken. Ach! könnten nur viele Menschen, wie

ch, Wahrheit, Recht und Ehre noch vergessen — es stünde besser mit der Welt! Wenn ich nur diese Schrift bald in Paris haben könnte; ich würde wahrscheinlich darauf antworten. Zwar liegt das sonst nicht in meiner Art, aber ich muß dießmal zum Schutz der guten Sache das schwere Opfer bringen, mich gegen persönlichen Angriff zu vertheidigen. Vielleicht können Sie in Frankfurt erfahren, wer dieser Dr. Meyer ist. Es ist immer gut, das zu wissen. Sie sehen aber daraus wieder, was ein Gelehrter aussteht, und seyn Sie froh, daß Sie dumm sind.

Dienstag den 22. November.

Eben erhalte ich zwei dicke Briefe von Hamburg. Genannte Schrift von Dr. Meyer und noch andere Kriegsmanifeste liegen darin. Hurrah! Ich habe bis jetzt weder Briefe noch Brochuren gelesen; aber ich brenne vor Begierde, und schließe darum. Acht Franken kosten mich die Hamburger Grobheiten!

Eilfter Brief.

Paris, Freitag den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts so viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man schrieb mir von dort, er wäre ein langer Mensch mit ganz unerreichbarem Kopfe: aber ich will ihn schon erreichen und wenn ich einmal mit ihm zusammentreffe, steige ich auf einen Stuhl und küsse ihn herzlich. Er hat seinen Nachfolgern alle großen und schweren Steine weggenommen, und wenn noch Einer nach mir werfen

will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Gesteinigt zu werden — es ist wenigstens ein heiliger biblischer Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutsche Sprache eine solche Kraft besitzt; man könnte damit den Mont blanc in Staub verwandeln. Hören sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend — seicht — gräulich — ruchlos — lächerlicher Thor — superkluger Schreier — ditto eingebildeter — heilloser Gesell — Hauptrádelsführer einer jämmerlichen Scriblerbande — Mensch — ditto gottloser — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Bursch — Mordbrenner — schamloser Bube — Jude. — „Eduard, Eduard! warum ist dein Schwert so roth?“ Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich sehr wenig, wie es allen edlen Naturen zu gehen pflegt.

Ich habe nichts, als: Anmaßung — Frechheit — Unverschämtheit — ditto unerhörte — grundschlechte Gesinnung — schaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigstens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir sagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das. Diese Herrnlosigkeit giebt seiner Schrift ein ehrwürdiges deutschamtliches Ansehen. Auch schrieb mir Einer von Hamburg, sie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen seinen unvergleichlichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Bescheidenheit zu fürchten, man möchte seine Art sich auszudrücken mit gemeinen Schmähungen verwechseln und er bittet seine Leser dieses nicht zu thun. Er meint: man wundere sich vielleicht, daß er, als zahmer Deutscher, mit einemmale so wild geworden;

aber man kenne die Deutschen noch gar nicht. „Der Deutsche ist geduldig, aber doch nur „bis zu einem gewissen Grade. Wenn die „Geduld ihm reißt, wenn er das Schweigen „bricht und einen Entschluß gefaßt hat, so „wird sich mancher wundern über die schein„bare Verwandlung seiner Natur. Und ich „fühle es, daß auch ich ein Deutscher „bin." Anch'io sono pittore! Er habe nie Freude an literarischen Streitigkeiten gefunden, aber „was zu arg ist, ist zu arg." Man müsse, „dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt." Aber guter Gott! was hilft da etwas, was hilft selbst viel? Es mag noch so viel Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapferes Herz jagt sie wieder in die Schlacht zurück. Vor die Brust hätte er mich stoßen, auf den Kopf hätte er mir klopfen sollen, daß die Furcht hineinfährt. Der Mann ist zu gutmüthig.

Er sagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts als leeres, langweiliges „Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz, von der „Oberfläche geschöpfte Bemerkungen, wie tau-„send vorlaute Resonnärs sie täglich machen.“ Da haben sie den alten Deutschen wieder! Neue Ideen wollen sie haben! Eine Idee, wenn sie sie achten sollen, muß eine Handschrift seyn, auf Pergament geschrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tausend Jahrbüchern der Geschichte gedrückt zu lesen, was der Himmel selbst herabgedonnert, was drei Welttheile wiederhallten, was der Lastträger auf der Gasse, wie der Denker in seinem Zimmer, was der Bürger in seiner Werkstätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter seinem Joche, der Bettler in seinen Lumpen spricht, denkt, fühlt, klagt, wünscht und hofft — das ver-

schmähen sie, das ist ihnen Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz! Was alle wissen, verdiente keiner zu lernen! Gut, Ihr sollt neue Ideen haben; zeigt nur erst, daß Ihr deren würdig seyd; gebt Rechenschaft, wie Ihr die alten verwendet.

Mein Eduard ist zwar ein bescheidener junger Mensch, aber an Welterfahrung scheint ihm noch viel zu fehlen. Er sagt: er müsse sich gegen den Vorwurf verwahren, als hasse er die Sache einer gesetzmäßigen Freiheit, doch deren Vertheidigung müsse man dem Himmel überlassen. „Wenn Fürsten ihre Zeit und ihre „Völker verkennen, oder gar der Schlechtigkeit „huldigen, wird gerechte Vergeltung ihrer „Misgriffe sie selbst am schwersten treffen. „Dies wünsche, hoffe und weiß ich.“ Dieses wünsche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, wer soll denn jene gerechte Vergeltung an den Fürsten vollziehen? Selten

schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und so oft es noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Commissaire waren auf der Erde fremd, gingen irre, oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera-Morbus gesehen, die, statt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der sich selbst hilft, Aide-toi, et le ciel t'aidera.

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geschrieben, Wurm genannt, in den kritischen Blättern der Börsenhalle. Der ist aber sehr sanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und diese nur in geringer Zahl. Fadaisen, Niaiserien, politisches Geschwätz, Effronterie, Sanskulottischer Witz, Geselle, Auswürfling — und das ist alles!

Einmal neckt er mich mit einem schönen Milchmädchen, das ich in England hatte heyrathen wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht worauf sich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachschlagen. Herr Wurm schließt seinen Artikel — doch gewiß nur in der Absicht, daß man trotz seiner Freiheit merke, es habe ihn ein Deutscher geschrieben — mit folgenden Worten. „Wenn dieser Löwe, oder „wie er sonst heißen möchte, auf guten „Rath hören will, so wird er bleiben wo er ist, „wo man ihn nicht kennt. Ob eine deutsche „Regierung von seinen politischen Lästerungen „Notiz nehmen würde, wissen wir nicht. Aber „laßt ihn keinen Versuch machen, sich in gute „Gesellschaft einzubringen. Er wird aus jeder „Gesellschaft, in der man auf Ehre hält, auf „beschimpfende, und wenn es Noth thut, denn „dieses Geschlecht ist zudringlich, auf

„physisch empfindliche Weise entfernt werden.
„Das ist die Sprache, die man mit diesen Ge-
„sellen reden muß: eine andere verstehen sie
„nicht." ... Daß diese Thoren mich noch daran
erinnern, daß sie mir unter die Augen brin-
gen, was mich vergessen zu lassen, ihnen noch
wichtiger seyn müßte, als es mir gleichgültig
ist, ob sie selbst es vergessen oder nicht! Wenn
ich nicht kämpfte für das geschändete Recht und
die mißhandelte Freiheit aller Menschen; dürfte
ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks,
eines Geschlechts, für meine eignen allein; dürfte
ich mir nach den Tagesmühen saurer Gerech-
tigkeit einen Feierabend süßer Ruhe verstat-
ten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich
meine Kraft gebrauchen diesem Zwerggeschlechte
gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm
übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut
zu stecken. Manchmal überschleicht es mich;
aber dann, die menschliche Schwachheit an mir

selbst erfahrend, lerne ich sie an andern verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Diesen Sommer in Baden, als ich unter meinen Papieren suchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigste bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich weg; ich konnte nie zu meinem Vortheile schreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausstellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reisen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in dasselbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgestalt, mit einem giftigen Krötengesichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut stand stille; doch durfte ich nichts sagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur

ich es in meinem Herzen? *wartet nur!* ich schreibe euch *auch einmal einen Paß*, *euch und allen!* .... Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag den 27. November.

Lyon hat mich günstiger rezensirt als Hamburg. — doch davon später. Ich will zuerst auf Ihren gestrigen Brief antworten. Das Buch ist noch nicht hier angekommen, doch schrieb mir Campe, es wäre abgeschickt worden. Aber auf die hiesigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu seyn. Die wenigen Deutschen meiner Bekanntschaft werden mir wohl ihre Meynung nicht immer aufrichtig sagen: Franzosen lesen es nicht; da kann sich also keine öffentliche Meynung bilden, und höchstens eine individuelle laut werden. Campe schreibt mir: „Sonderbar sind die

„Elemente in diesem Augenblicke angeregt, an-
„geregt durch diese Briefe. Die Aristokraten
„werden keck und rücken heraus und kämpfen...
„Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich über
„den Eindruck, den Ihre Briefe bey vielen
„der Bessern gemacht haben, nicht verheh-
„len, die aufrichtig bedauern, daß Sie sich so
„ganz rücksichtslos haben gehen lassen, so daß
„Sie den Platz als Zuschauer verließen und
„selbst Akteur wurden! Dadurch haben sie ei-
„nen beträchtlichen Theil Ihres wohlerworbenen
„Ruhms eingebüßt, der Ihnen schwer wieder
„zu erringen seyn möchte. Dieses Urtheil ist
„die allgemeine Stimme, und Sie werden von
„vielen Seiten so zurecht gewiesen werden, daß
„dieses der Refrain durchweg bleiben wird. Das
„Volk ist glaubig und sagt Amen!" Wie mich
dieser Mann kennt! Ich habe nie für meinen
Ruhm, ich habe für meinen Glauben geschrie-
ben. Ob ich den Lesern gefalle oder nicht —

will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es ist wahr, daß ich den Platz als Zuschauer verlassen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entsagen? Sie sehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meisten. Ich habe den zähen deutschen Boden aufgewühlt; es ziehe jeder seine Furche wie ich; für die Saat wird Gott sorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb, und sie beschmuzte — was schadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als funfzig verdammliche Stellen mit Bleistift angestrichen waren. Eine Stelle, worin es vom Bundestage heißt: der sey toll geworden, war doppelt und noch einmal so dick als die übrigen ange-

strichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierstreifen bezeichnet. Diesen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig herausfallen, so daß der Untersuchungsrichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komisch gewesen seyn.

Ein Kaufmann Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt, hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeschickt. Er schreibt unter andern: „... Die „Hamburger Kaufleute erklärten darauf, ohne „gerade die Skribler zu loben, daß in den Börneschen Briefen zerstörende Ideen enthalten „sind, die nur ein Aufwiegler oder Sansculotte „ans Tageslicht befördern kann. Dies hat das „Verbot der Briefe herbeigeführt." —

Sehen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben soll, etwas näheres zu

erfahren. Das Ding kann schön werden. „Ringe sind es, die eine Kette bilden“ — sagt Königin Elisabeth. Aber ein Ring! Was kann der nützen? Zum Halseisen ist das doch zu eng und meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedaure ich; es giebt wenige Menschen, die den Muth haben, anders als der Pöbel-Ausschuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet. Eigentlich sind es weniger übelwollende als unwissende Menschen, die nicht zu rechnen verstehen. Für die Hälfte von Mühen und Sorgen, die es sie kostet, ihrem Geiste einen Ehrendienst bei der vornehmen Dummheit zu verschaffen, könnten sie dessen Freiheit behaupten und gewönnen dabei, selbst an sinnlichem Glücke. Die Frankfurter mögen nur schweigen und dem Himmel danken, daß einer unter ihnen lebt, der besser ist als sie. Die Zeit kann, die Zeit wird kommen, und bald vielleicht, wo man

ihre Freiheit, so anspruchlos und demüthig sie auch ist, in den Edelmannsklubbe des deutschen Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir sehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunfthelden, wer von jenen Stadtgerichts-Schreiern den Muth haben wird, sich den stolzen und mächtigen Räubern entgegen zu stellen! Dann kommen sie vielleicht und streicheln meine Katzenpfote. Ich erwarte sie.

Zwölfter Brief.

Paris, Mittwoch den 30. November 1831.

Vorgestern besuchte mich * * *. Er blieb aber nur eine Viertelstunde, er war auf dem Wege nach der Kammer. Der Mann ist klar, wie ein Waldbach, der über Kieseln fließt; doch ist es nicht erfreulich, einer menschlichen Seele bis auf den Grund zu sehen. Eine Tiefe ist nicht klar. * * *, weil er so klare Augen hat, glaubt, alles wäre ihm klar, was er nur flüchtig ansieht und er urtheilt zu schnell, um immer richtig zu urtheilen. Ich habe in ..... manchmal darüber lachen müssen: man mag

ihm noch so kurz antworten auf seine Fragen, so war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verstand sie schon um die Mitte. Das ist Franzosen-Art, die für alle Verhältnisse fertige mathematische Formeln haben. Sage ich: zwei mal zwei — fällt mir *** in die Rede und fährt fort: ist vier. Als wäre nicht möglich, daß ich etwas anders hätte sagen wollen. Er misversteht einen zwar nie, aber er versteht einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältnisse von Frankreich, eben weil es Franzosen-artige Verhältnisse sind, die kennt er freilich gut. Er versicherte mich auf das Bestimmteste, daß die hiesige Regierung auf nichts anders sinne, und nach nichts anderem trachte, als die Dynastie Karls X. zurückzuführen und König Philipp selbst sey damit einverstanden. So wird freilich alles verständlich. Mir wäre es selbst recht, sie versuchten es. Ich liebe die großen Mas-

sen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus ist mir lange nicht so erschrecklich, als ein einzelner verrückter Mensch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Tollheiten, die seit dreitausend Jahren von den Königen begangen worden sind, von Saul bis auf Karl X., aber unsere gegenwärtige Zeit ist reicher an Wahnsinn, als es jene dreitausend Jahre waren. Wenn man alle fürstlichen Paläste Europa's nebeneinander stellte, es gäbe eine ganze Narren-Stadt. Täglich vermehren sich meine Nachrichten aus Deutschland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu vertheilen, wie eine Pastete; ja König Philipp selbst soll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons sollen die Schüssel mit der Kruste behalten. Die köstliche Naivität finde ich nicht darin, daß sie glauben, es ausführen zu können, sondern, daß sie glauben, wenn sie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern

macht man weis, die Kinder, und den Fürsten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken sie, sie brauchten den Brunnen nur zuzuschütten und dann wäre alles aus. Wer giebt mir Geduld genug, mit Narren zu raisoniren? Ich muß wohl selbst ein Narr seyn. Frankreich war seit vierzig Jahren der Krater Europa's. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuschern, dann ist kein Thron der Welt auf eine Nacht sicher. Sie zittern, wenn einige Franzosen mit liberalen Reden in ihrer Maultasche durch Deutschland reisen und schreien entsetzt: Propaganda, Propaganda! Und sie wollen ganze Völker-Theile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeschmackten Regierungskünsten, mit ihren Taschenspieler-Streichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! —

sie, die nicht einmal die Polizei verstehen, die doch die einzige Kunst ist, die sie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als sie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre schlauesten Köpfe geschickt hatten, wurden alle diese schlauen Köpfe der heiligen Allianz von jedem niedrigen französischen Mouchard zum Besten gehabt, und hätte es die Uebermacht nicht gethan, mit List hätten sie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warschau's. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch Wunder machen.

In Berlin ist mein Buch von der Polizei in Beschlag genommen worden. Als wenn der Regen davon aufhörte, wenn einige unter den Schirmen gehen. Ginge es an, sie confiszirten freilich am liebsten das ganze Weltall. Die Münchner Tribüne giebt Auszüge der Pariser Briefe. Der Dr. Wirth, der sie schreibt, ist ein Mann, dem man Hochachtung, ja Bewun-

derung nicht versagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht bloß wie ein Maul-Ritter mit Worten. Bewunderung — weil er muthig erträgt, was sonst den tapfersten Mann niderwirft; die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängniß, Geldstrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts schreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luft benommen, und die Frechheit der Gewalt jeden Widerstand unmöglich macht, ist er nach Rheinbaiern gezogen, wo noch die französischen Gesetze regieren, welchen die deutschen Minister nicht Hohn zu sprechen wagen. Dort wird er sein Journal fortsetzen. Auch hat er in vielen Orten in Deutschland Unterstützung gefunden, um sich eine eigene Presse anzuschaffen. Ist es aber nicht sehr ehrenvoll für eine deutsche Regierung, daß sich ein deut-

scher Bürger unter französische Gesetze flüchten muß, um Schutz gegen deutsche Tyrannei zu finden?

Donnerstag den 1. December.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgetheilt, ob sie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie sagen, der Nebel hindere den Telegraphen. Es giebt nichts gefälligeres, als so ein Nebel, der noch keinen Minister in der Noth verlassen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrscht, hat sich von selbst hergestellt; aber das Volk ist noch Meister der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marschall Soult als Würgengel dahin geschickt. Nun bin ich begierig, wie sie Leyer und Schwert zusammen dichten werden. Der Marschall Soult kann sich täuschen; Napoleons Zeiten sind vorüber und der Bülletin-Donner

schreckt keinen Hasen mehr. Der Herzog von Orleans kann sich auch täuschen. Eine fürstliche gnädige Herablassung thut keine Wunder mehr; das Volk giebt keine Bratwurst für die allerhuldvollsten Redensarten, es will baares Geld sehen. Die Neigung der Minister ist für Gewalt; aber die Furchtsamkeit des Königs wird wohl verhindern, was seine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätten. Casimir Perier, der König von Israel, der hohe Priester der Renten, der Held des Friedens, hat sich in der Kammer geberdet wie Moses, als er vom Berge Sinai herab kam, und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen sah. Er hat den Götzendienern seine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er ist ein completter Narr! Auch haben die Leviten der Börse ein Jubelgeschrei erhoben, als sie ihren strahlenden Moses wieder sahen, daß man betäubt davon wurde.

Dieser Casimir Perrier hat darüber gefrohlocket, daß in den blutigen Geschichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorschein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand gewesen! Es sey nichts weiter, als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas besitzen! Und diese fürchterliche Wahrheit, die, weil sie eine ist, man in den tiefsten Brunnen versenken müßte, hielt der wahnsinnige Mensch hoch empor, und zeigte sie aller Welt! Die dunkeln Triebe des Volks hat er ihm klar gemacht; seiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundsätze Dauer gegeben; seinen kurzsichtigen Sorgen des Tages den Blick in ewige Noth eröffnet. Den höchsten Grad des Wahnsinnes mögen jetzt die Aerzte Staatskunst nennen. Um den reichen Leuten sagen zu können: Seht, ihr seyd bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit mit

mir halten — um diese elenden Krämer-Vortheile eines Tages opfert Casimir Perrier das Glück Frankreichs, Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf. Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter dem Besitze verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz erstürmt? Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an diesem Uebel der Menschheit; drei tausend Jahre haben das Unheil gesäet, und das Menschengeschlecht nach uns wird es ärndten. Frei nannten sich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter einander die

Gesetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Ueber die kurzsichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geistlichkeit ihre Vorrechte verlohren, sey der ewige Friede gesichert! Eben diese, wie Frankreich und England, stehen der fürchterlichsten Revolution näher, als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfassungen bestehen. In den Letztern wird dem niedern Volke, durch seinen benachbarten Stand, die Bürgerschaft, die Aussicht nach den höhern, bevorrechteten Ständen versteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit. Da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich, es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei.

Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beständig hinter sich, und vergißt darüber vor sich zu sehen, wo ein besiegter, aber noch lebendiger Feind, nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Diese Furcht und diesen Hochmuth wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im Stillen gegen die Bürger auf und diesen rufen sie zu: Ihr seyd verlohren, wenn Ihr euch nicht an uns anschließt. Der dumme Bürger glaubt das, und begreift nicht, daß seine eigene Freiheit, sein eigener Wohlstand schwankt, so lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlstand eintrete; er begreift nicht, daß so lange es einen Pöbel giebt, es auch einen Adel giebt, und daß so lange es einen Adel giebt, seine Ruhe und sein Glück gefährdet bleibt. Wäre diese Verblendung nicht so unheilbringend, es

gäbe nichts lächerlicheres als sie. Diese reichen Ladenherrn von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind noch keine fünfzig Jahre, sich von jedem Lump von Ludwigsritter Kanaille mußten schelten lassen, reden, wie sie es gehört, den ganzen Tag von der Kanaille, wozu sie jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt, und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit seiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menschliche Schwäche erhoben seyn sollte, benutzt sie nur, ihre Herrschsucht zu befriedigen, und statt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen sie sie über hinfälliges Holzwerk, das sie in den Schlamm der Leidenschaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der französischen Freiheit, suchen sie zu entnerven, durch eiteln Flitter zu gewinnen. Erst kürzlich hat der König an einem Tage drei-

hundert Ehrenkreuze unter sie vertheilt. Die Ehre haben sich die Fürsten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der sie zittern. Die so leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den schweren Kreuzen gejagt, so bald diese murren. Die Arbeitsleute, um sie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Juliushelden, die man Republikaner schilt, gehetzt, und diese, die sich zu nichts gebrauchen lassen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet. Casimir Perrier, der sich wie ein Schulbube zu den Füßen aller fremden Diplomaten setzt, und zu ihren Lehren hinaufhorcht, hält sich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Schaam weit von sich gewiesen. Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Offenheit, mit der er alles gegen sich selbst bekannt macht, was er hätte verschweigen sollen und können —

so fest ist er überzeugt, daß Unverschämtheit die erste Tugend eines ächten Staatsmannes ist! Erst heute ist wieder etwas an der Tagesordnung, was diese seine Tugend in das glänzendste Licht setzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Bestürmung der Bastille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuschten und erbitterten Juliushelden, die man, noch aus einem Ueberreste von Schaam, Republikaner schilt. Nun sah man an jenem Tage mit Erstaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorstädten der Polizei beigestanden und über alle junge Leute herfielen und sie mishandelten, die man an grauen Hüten, an Juliuskreuzen oder andern Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte, und die sich ganz ruhig verhielten. Darauf beschuldigten einige öffentliche Blätter den Polizei-Präfekten und den Minister des Innern: sie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen

verhaßten Republikaner zu mishandeln. Casimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen sollen; aber nein, die That, die er begangen, war ihm noch nicht unverschämt genug, er wollte sie noch durch Läugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungs-Redaktoren der Verläumdung an. Der Polizei-Präfekt führte die nehmliche Klage. Seit gestern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen. Und was stellte sich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen sagten es aus, daß die Polizei wirklich das Gesindel der Vorstädte (nicht die Arbeiter, sondern die Müssiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken besoldet habe, um über die friedlichsten Menschen herzufallen. Auf solche Weise buhlt dieser Minister um das Lob des österreichischen Beobachters und der preußischen Staatszeitung. Die Brustwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu

schützen, hat er leichtsinnig niedergerissen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit seinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Juli-Kämpfen geläutert hervorgegangen, sucht er durch die schändlichsten Verführungen wieder in den Koth hineinzuziehen, um sich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen sie, sie hätten das ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische

Konstitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philister-Politik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden, und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat auch nur den Zustand der Mittelklassen verbessert, und das Heloten-Verhältniß des niedern Volks von neuem befestigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Bessern und Einsichtsvolleren: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge Theil nehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intriguant könne ihre

Stimme erschleichen oder erkaufen. So sprechen sie, um das Gegentheil von dem zu sagen, was sie denken. Weil es unter den armen Leuten mehr ehrliche giebt als unter den Reichen, weil sie seltener als die andern sich bestechen lassen, wollen sie die Minister nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeitz und ihre schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein vertheilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslasten vertheilt sind. Hat man denn je einen

reichen Städter über zu starke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Lasten, unter welchen die europäischen Völker halb zerquetscht jammern? Der arme Taglöhner, das Land. Aber was ist dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfesten geschaffen! Der Bauer muß seinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen seine eigene Noth zu schützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murret, schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit seyn muß, ein Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und der Luxus der Reichen wird nur so viel besteuert, als es ihre Eitelkeit gern sieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde sie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menschengeschlecht

unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Kapitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter und setzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein schöner Theil in den räuberischen Händen der begünstigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld, und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die

neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die Kohlen legen sollen. Der Reiche soll nicht darunter leiden, der Arme soll bezahlen wie immer. Eine Flasche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein ist, den der Arme trinkt, oder ein kostbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterschied. Die Flasche Wein, die zwanzig Franken kostet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzig tausend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leyermann muß von dem Ertrage seiner Straßen-Bettelei der Polizei einen großen Theil abgeben. Das fluchwürdige Lotto ist eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmsten Volksklasse liegt. Dreißig Millionen stiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu stellen und einen Räuber am Leben zu bestrafen!

Und nach allen diesen Abscheulichkeiten kommen sie und lästern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf seiner Hut zu seyn! Geschieht das alles sogar in Frankreich, wo die freie Presse manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erst in jenen Ländern geschehen, wo alles stumm ist, wo keiner klagen darf, und wo jeder nur den Schmerz erfährt, den er selber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, diese unerhörte Preßfreyheit des Himmels, uns sehr nahe vor die Augen gestellt. Wie haben sie in Rußland, Oesterreich und Preußen gelächelt, gespottet und geschulmeistert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnsinnige Verblen-

dung des Volks, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten sie vergiften, und die Cholera sey ein Mischmasch des Hasses! Aber die Wahrheit, die mitten in diesem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es sey nur ein schlechtes Handwerkszeug, zum Dienste der Reichen geschaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, sobald es unbrauchbar geworden — diese Wahrheit ist den Spöttern und Schulmeistern entgangen. Geschah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man sie mit Kolbenstößen gezwungen, sich in die Spitäler bringen zu lassen; ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geschah, um der Aengstlichkeit der Reichen zu fröhnen. Haben sie sich denn nicht in allen Zeitungen den Trost zugerufen, haben sie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Hö-

ret, lies't denn das Volk solche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt sie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm ist der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, ist für Euch die Zeit des Bedenkens vorüber und Ihr ruft sie nie zurück. — Genug mich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, der ist hundert acht und sechszig Jahr alt. Aber ein Russe ärgert sich nicht. Er giebt oder bekömmt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl ist uns civilisirten Deutschen nicht. Doch kann es noch kommen.

Freitag den 2. Dezember.

Ein englisches Blatt theilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen, und kränkele dem Grabe zu. Das hätten die nehmlichen gethan, die auch den freisinnigen Canning aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordversuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schlosse Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hause wurde in das Zimmer der Prinzessin geschossen. Die europäische Aristokratie spielt ein va banque. Desto besser; so werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das ist es auch, wovor die Fürsten sich fürchten. Manche sind gutwillig und würden dem Volke sein Recht gewähren; aber sie kennen ihre Umgebun-

gen, sie kennen zu gut die Freunde des Throns, und wissen recht gut, daß mancher ihrer Schmeichler sich die eigenen Lippen vergiften könnte, um durch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn zu tödten. Sie verdienen ihre Angst. Warum muß man ein Edelgebohrner oder Schurke seyn, um hoffähig zu werden?

Der Verläumdungs-Prozeß, von dem ich Ihnen gestern geschrieben, ist noch in voriger Nacht entschieden worden. Die beiden angeklagten Zeitungs-Redaktoren wurden frei gesprochen. Sie haben also Casimir Perrier nicht verläumdet, und die Anschuldigung, daß er die Vorstädter angeworben und bezahlt, um sie gegen die Verräther seines weisen Regierungssystems zu hetzen, wurde gegründet gefunden. Also ist Casimir Perrier verurtheilt, und doch wird er ungestraft bleiben. Er lacht darüber und trägt diese Last noch zu seinen andern Lasten. Der wird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung ist, zeigt folgende schöne Rechnung. Unter 294,975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Conskription erzogen worden, fanden sich 12804, die nur lesen konnten; 121,079 konnten lesen und schreiben und 153,636 konnten weder lesen noch schreiben. 7460 blieben ungewiß. Also mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwissenheit auf. Die jetzige Regierung hat versprochen dem Uebel abzuhelfen, und künftig besser für den Volksunterricht zu sorgen. Wir wollen aber abwarten, ob sie Wort hält. Cassimir Perrier kann Fortschritte machen, er kann noch einmal die Jesuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgesetzbuch verhandelt. Die Menschlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo sie so lange und so unerbittlich ausgeschlossen war. Die Verletzungen des Eigenthums werden nicht mehr so blutdürstig ge-

rächt. In einigen Fällen wurde die Todesstrafe abgeschafft; auch die Strafen anderer Verbrechen wurden gemildert. Es ist ein Fortschritt, und daß das jetzt in Frankreich auf dieser großen Eisenbahn der Freiheit und Sittlichkeit noch überraschen muß! Gestern wurde über die Prangerstrafe gestimmt. Man hat sie beibehalten. Die Menschen haben vor nichts mehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, und sehen sich vor, daß sie ihnen nicht über den Kopf wachse. Ein Deputirter trug darauf an: man möchte den Pranger wenigstens für die Minderjährigen, Greise und Weiber abschaffen. Die beiden ersten Milderungen wurden angenommen; die letzte aber verworfen. Und da fand sich nicht Einer, der die Vertheidigung des armen Weibes übernommen hätte. Ja mehrere Stimmen riefen spöttisch: Ah! les femmes! mir that diese Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der seine Ehre ver-

liert, kann sie auf hundert Wegen wieder finden. Sein ganzes Leben ist öffentlich, das Feld der Thaten steht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt worden, wie kann sie je die Ehre wieder finden? Je aufrichtiger ihre spätere Tugend, je inniger ihre spätere Reue ist, je verborgener wird sie sich halten, und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie. Wenn man den Greisen und Minderjährigen den Pranger erläßt, sollte man um so mehr die Frauen damit verschonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in sich vereinigen. Habe ich nicht Recht, oder verdiente ich wegen meiner Meynung von den Frauen selbst an den Pranger gestellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proklamation erlassen, die, wie folgt, beginnt: „Lyonnais! Quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Or-

léans arrive dans nos murs. C'est l'arc-en-ciel qui annonce la fin de l'orage." Lautet das nicht wie deutsch? Könnte man nicht glauben, es wäre in Berlin geschrieben? Von einem Kronprinzen zu sagen: „es ist der Regenbogen," tönt freilich noch etwas familiär und revolutionär — der Deutsche hätte dafür gesagt: Höchstdieselben geruhen ein Regenbogen zu seyn — doch übrigens ist gar nichts daran auszusetzen.

Samstag den 3. Dezember.

Herr Rousseau muß ja seinen Hofrath verdienen, und da war es seine Amtspflicht, den Artikel aus der Börsenhalle mitzutheilen. In der Münchner Hofzeitung habe ich ihn auch abgedruckt gefunden. Ich habe nur immer meine Freude daran, wenn ich wahrnehme,

daß die aristokratische Parthei nicht einen Schriftsteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache vertheidigt. Heimlich, namenlos mag es zuweilen für Geld geschehen, aber frei hervortretend eine schlechte Sache zu vertheidigen, hat noch keiner gewagt, dessen Namen guten Klang hat. Jeder fürchtet, sich verhaßt und lächerlich zu machen. Und so sind es immer einige arme Teufel von verlohrnem Geiste, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuste leihen. Zwar giebt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres ist, und wie Schlegel und Adam Müller waren, die sich gegen den Liberalismus ausgesprochen; aber sie kämpften weder für die Aristokratie, noch für den Absolutismus, sondern für die geistliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenüber steht.

Habe ich denn behauptet, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mis-

andelt worden? Da ich das Buch nicht habe,
itte ich Sie die Stelle genau nachzulesen,
nd mir darüber zu schreiben. Ich kann das
nmöglich gesagt haben, weil mir gar nichts
avon bekannt ist, und ich es auch nicht ein-
nal glaube. Ich habe nur erzählt, wie sich
inige Franzosen hier geäußert. Auch habe
ch nie geglaubt, daß Marschall Soult, der
ls Minister im Sinne seiner Regierung fried-
iche Gesinnung und Friedenszuversicht äußern
mußte, an öffentlichem Tische von der Hoff-
nung der Franzosen, wieder nach Frankfurt
zu kommen, gesprochen. Was ich gehört, habe
ich Ihnen berichtet, und ich habe es in der
guten Absicht drucken lassen, die Frankfurter
Regierung aufmerksam zu machen, daß eine
Zeit kommen könnte, wo es, mit den Franzo-
sen feindlich zu stehen, der Stadt Schaden
bringen möchte, und sie sich daher nicht mehr
als sie muß, gegen das französische Volk un-

freundlich zeigen solle. Misverstanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, so war es gewiß aus jener alten engherzigen Philisterei geschehen, deren ganze Weisheit darin besteht, nichts Unangenehmes aufzurühren, sondern den ungesunden Schlamm sich anhäufen zu lassen, lieber als daß man ihn wegführe, und die Nasen der Nachbarn dadurch belästige.

Die Geschichte mit der Gräfin * * * werde ich in keine Zeitung bringen lassen. Das hätten Sie nicht nöthig gehabt mir zu untersagen. Ich werde nie gegen einzelne Menschen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht wenn ich sie für schuldig halte. Was nicht Volksmassen sind, oder Menschen, die ganze Massen und allgemeine Interessen repräsentiren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreise, denn es liegt außer meiner Pflicht.

Der * * * ist nur das Mundstück einer diplomatischen Trompete, das gar nicht weiß, was

er bläßt. Hätte ich aber den spielenden Mund selbst vor mir, würde ich ihm sagen: Sie glauben, es wäre mir blos um Geld zu thun! à la bonne heure. Das beleidigt wenigstens meinen Kopf nicht, und mein Herz nimmt so leicht nichts übel. Sie meinen aber auch, mich ärgert, daß ich noch keinen Orden bekommen! Vous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich gäbe den Heiligengeist-Orden, den Hosenband-Orden, die rothen und die schwarzen Adler und wie diese Zeichen der Dienstbarkeit sonst heißen, alle für einen Zahnstocher hin, den ich gerade in diesem Augenblicke nöthig brauche. Außer sie müßten mit Brillanten besetzt seyn, für welche ich die Hälfte ihres Werthes bezahlte, weil sie in solcher Fassung die Hälfte ihres Werthes in meinen Augen verlöhren.

Seyn Sie ruhig; Gott selbst rezensirt meine Schriften; der erste Artikel ist schon erschienen, die Fortsetzung wird bald folgen. Der Bundes-

tag, der sich, so lange er den Weichselzopf gehabt, ganz still, ganz ruhig, ganz warm gehalten; sich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts sah, nichts hörte, nichts sprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er ist wieder munter geworden, seitdem die Polen besiegt; seit dem Falle Warschau's ist ihm das Herz gestiegen. Die kleinen deutschen Fürsten werden wie die Schulbuben zurecht gewiesen, sie sollten auf die Vollziehung der Karlsbader Beschlüsse künftig besser achten; ein neues Preßgesetz wird angekündigt; die Censurkommission in Frankfurt hat ihre Mannschaft ergänzt, und sich auf den Kriegsfuß gesetzt; die Strasburger Zeitung wurde verboten. Kann man schmeichelhafter von meinen Briefen sprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Muth hatten sie, eine kleine ausländische Zeitung zu unterdrücken, die ihnen seit dem ersten Tage ihrer Erscheinung wie der Tod verhaßt war, ehe

sie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit sahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und ist man mit den Sachen fertig, sobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergerissen, wird man unter deren Schutt hervor auch die Menschen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und sie dafür züchtigen, daß sie zu edel waren, so lange sie die Macht gehabt, sich gegen jede Rache zu schützen. An meinem Schmerze hat wenigstens getäuschte Hoffnung keinen Theil; ich wußte vorher, daß es so kommen würde. Aber die Andern! Der gute, feurige Welker hat zu früh Triumph! gerufen. Diese edlen oder schwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen schon vor neun Monaten sagte: Seht euch vor, Ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, seyd schnell. Sie haben sich bedacht, als hätten sie die Ewigkeit gepachtet; sie sind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Ueberlegung bergauf geschlichen,

und haben in ihrem Vertrauen den Verrath, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geschmaust haben sie mit den Edelleuten, gezecht haben sie mit den Ministern, und haben ihre geheimsten Gedanken dem Weine anvertraut, der sie den ewig Nüchternen verrathen.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen? War es wegen der Cholera, oder wegen der Freiheit? Die Amnestie des Kaisers Nikolaus gleicht der bekannten Rarität Lichtenbergs. Sie ist ein Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben sie Rotteks Weltgeschichte verboten. O! die Zeit wird kommen, wo sie alle Weltgeschichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten streichen. Das ist der Status quo. Was ist der Status quo? So nennen sie jeden Ort, wo sie stehen geblieben, und stünde

auch die ganze Welt hundert Meilen weit davon entfernt.

Der König von Baiern läßt sich aus allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes von den Magistratspersonen im Namen der Gemeinde unterthänige Adressen schicken. Dieses papierne Heer soll gegen die rebellische öffentliche Meinung zu Felde ziehen. In einer solchen Adresse aus Wasserburg heißt es sehr naiv: „Den ausgesprochenen Grundsatz einer weisen „Sparsamkeit empfangen wir — jedoch ohne „Beschränkung der Allerhöchsten Person im Wohl„thun und im Glanz des Hofes und des Staa„tes, mit ewigem Danke." Die Wasserburger haben zwar einen schlechten Styl, aber ein gutes Herz. Das ist die Hauptsache. Weiter. Ein Bairischer Staatsbeamte schloß seine Rede, die er bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten, mit folgenden Worten: Haß und Verachtung jenen Abgeordneten, die es wag-

ten, die Civilliste des Königs zu schmälern. Hu! das ist wahrhaft melodramatisch.

Sonntag, den 4. Dezember.

Die Sache der Emanzipation der Juden hat auch in der Bairischen Kammer wieder eine deutsche ungeschickte Wendung genommen. Es ist das alte harte Räthsel, an dem ich mir schon fünf Jahre die Zähne stumpf beiße. Die Kammer hatte beschlossen, die Juden sollten den christlichen Staatsbürgern gleichgesetzt werden. Was war nun nach einer solchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Gesetze, welche eine Ungleichheit der Juden aussprechen, aufzuheben. Das war der Stoff einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geschah? Nach Beendigung der Debatten beschloß die Kammer: „Sr. Majestät den König in verfassungs„mäßigem Wege zu bitten, vor allem eine ge-

„naue Revision der über die Verhältnisse der jü-
„dischen Glaubensgenossen bestehenden Verord-
„nungen vornehmen und den Entwurf eines auf
„Beseitigung der gegründeten Beschwerden der
„Judenschaft und die Erleichterung ihrer bisheri-
„gen bürgerlichen Verhältnisse zielenden Gesetzes
„den Ständen des Reiches vorlegen zu lassen."
Da verliere Einer die Geduld nicht! Einer deut-
schen Regierung Zeit zu Verbesserungen geben,
das heißt mit dem jüngsten Tage einen Vertrag
schließen. Wozu ins Teufels Namen alle diese
Umständlichkeiten? Wenn die Juden emanzipirt
werden sollen, wozu denn noch vorher die lang-
weilige Musterung alter Ungerechtigkeit? Soll
man denn die bürgerliche Gesellschaft wie eine
Uhr behandeln, die, wenn sie vorwärts soll, nach-
dem sie lange stehen geblieben, jede versäumte
Viertelstunde nachschlagen muß? Darüber sterben
ganze Menschengeschlechter in Elend und Kum-
mer. Die Vertheidiger der Juden haben in

München so wunderliche Reden geführt als ihre Ankläger. Einer der ersten sagte: die Juden seyen zur Zeit ihrer Selbstständigkeit ein tapferes Volk gewesen, und die hartnäckige Vertheidigung von Jerusalem sey mit der von Saragossa zu vergleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kömmt es ja hier gar nicht an. Die staatsbürgerliche Gleichheit soll ja den Juden nicht als ein Verdienst, als ein Lohn, sie soll ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm ist für die Juden, daß der Deutsche in dieser Sache wie immer unter der strengen Regierung seines Herzens steht. Selbst um gerecht zu seyn, muß der Deutsche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der starke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch sein Herz zu meistern wissen. Sie wissen, wie meines für die Juden schlägt! Und habe ich sie darum nicht doch immer vertheidigt?

Dreizehnter Brief.

Paris, Donnerstag den 8. December 1831.

Von meinen Briefen ist in allen Blättern, sogar in englischen die Rede. Im Constitutionel heißt es unter andern: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personnifiée. Nos allemands peu éclairés, ressemblent à un homme longtems emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes pour le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter.“ Der Temps nennt mich einen

„écrivain courageux“ und hebt es heraus, daß ich gesagt: besser einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutschen Fürsten. Der Artikel aus der Börsenhalle geht nach und nach in alle ministerielle und aristokratische Blätter über. Gestern las ich ihn in der Zeitung von Bern, — ein Kirchhof, wo der Hochmuth von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieser unserer Mitternacht alle Geister der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß einem die Haare zu Berge stehen. Ihr tapfern Ritter, Ihr Hofleute in eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Throns, treue Schildträger der Fürsten, brave Dämme gegen das wildbrausende Volk — wo seyd Ihr denn? Junker, Legationsräthe, Kammerherrn, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch trotzt!.. Sie sind stumm, und fände sich nicht zuweilen ein Ochse von Bürger, der ihnen

aus Dummheit seine gesalzene Zunge liebe; sie würden ersticken vor Wuth. Ich aber habe meine Freude daran, und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirthen.

Freitag den 9. December.

Ich kann Sie versichern, daß die schönste Posse auf dem Theater mich nie so sehr ergötzt hat, als die Schrift des Eduard Meyer. Und was an der einen Lust fehlte, ersetzte die Schadenfreude. Ich dachte bei mir: welch' eine Sache muß es, welche Menschen müssen das seyn, die solche Beschützer suchen und nur solche finden! Auch habe ich bei dieser Gelegenheit einem theilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geschrieben: „So sind eure Vertheidiger, so ist eure Sache, so seyd Ihr selbst!" Wenn Sie in meinen Worten etwas Wehmü-

thiges gefunden, so ist der gute Eduard ganz unschuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geschrieben; aber es kann wohl seyn, daß ich bei diesem Anlasse einen trüben Blick in unser trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Häring, den schicken Sie mir ja sobald als möglich; der erspart mir funfzig Sous und fünf Stunden Zeit für ein Boulevard-Theater. Ich kenne ihn von Berlin her, es ist ein ungesalzener Häring. Vor meiner Rache ist er sicher. Wäre er ein Milchner, salzte ich ihn vielleicht; aber solch einen Rogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehstalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und dessen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber ist so dumm und flach, daß nur ein Paar Schnupftücher damit zu reinigen sind.

Guter Guter! Wenn man diese Menschen erst persönlich kennt, dann ist man gar entwaffnet und wehrlos. Dieser Willibald Alexis — pfui, es ist mir, als sollte ich mit Rühreiern Krieg führen. Ein platter, abgeschmackter Osterfladen, eingeschrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingsttag aussehen und schmecken würde... Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich nicht schon viel profitirt von meinem Eduard? Also den Häring schicken Sie mir.

Die schönen Frankfurter Mädchen werden sich wohl zu trösten wissen, wenn sie in keiner Leihbibliothek meine Briefe werden bekommen können. Clauren ersetzt mich ihnen vom Samstag Abend bis Montag Morgen. Die andern Leser werden Mittel finden, sich das Buch auf andere Art zu verschaffen. Funfzig Thaler Strafe! das ist ein starkes Lesegeld! Mir fällt dabei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg und andern deutschen Landen,

wo man nie nach Thalern rechnet, doch immer nach Thalern bestraft wird. Das beweis't, daß man Gesetze in Anwendung bringt, deren Form wie deren Geist veraltet ist. So wäre denn mein Buch in Deutschland vogelfrei erklärt. Das war gar nicht nöthig, ich habe es ja selbst gethan. Frei wie ein Vogel, sollte es in den Lüften schweben, erhaben über dem stinkenden Nebel der Polizei und dem feuchten Dunstkreise angstschwitzender Bürger. Es wird schon herabpfeifen durch Nebel und Dunst, und sieht man es auch nicht, wird man es doch immer hören.

Die Affen-Kultur hat hier seit der letzten Revolution große Fortschritte gemacht. Sonst beschränkte sich die Kunstfertigkeit der Affen auf den Schauplatz der ebenen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerrten die Mädchen an den Röcken, putzten den Herrn die Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das

war alles gut und einträglich. Doch entging den armen Savoyarden die Theilnahme und das Sousstück der Hausbewohner, die in den obern Stocken wohnten, und nicht gerade am Fenster lagen. Jetzt aber haben sie die Affen abgerichtet, an langen Stricken festgehalten, die Häuser hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herum zu spazieren, vor das Fenster zu springen, und an die Scheiben zu klopfen. Diese geniale Industrie ist höchst ergötzlich. Doch muß ich sagen, daß es oft eine unangenehme Ueberraschung für die Leute im Zimmer seyn mag. Denken Sie sich, eine junge schöne Dame säße auf dem Sopha neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo, und wäre sehr zerstreut — und jetzt pochte plötzlich ein garstiger Affe an das Fenster und guckte neugierig und spöttisch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn

der Mann unerwartet aus dem Komptoir wieder heraufkäme, weil er seine Brille vergessen. Ich begreife nicht, wie die Polizei solche Friedensstörung dulden kann; es müßte denn seyn, daß sie selbst die Affen zu Hausspionen angestellt. Es wäre gar nicht unmöglich. So ein Affe hat Verstand genug dazu.

Vierzehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 14. December 1831.

Gestern hat sich Mauguin mit dem Deputirten Viennet geschlagen. Mauguin vergaß sich und nannte die Kammer eine ministerielle; Viennet, selbst ein Ministerieller, vergaß sich auch, und nannte den Mauguin einen schaamlosen Menschen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er Andern gemacht, nicht selbst annehmen wollte. Darauf wurden zwei Pistolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver

wurden zwei Ehren wieder hergestellt. In England und Deutschland wird so etwas gewöhnlich mit mehr Ernst betrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermuthe sehr, daß man falsch ladet. Wäre ich Sekundant, ich thäte eine gute Kugel hinein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariser Briefe sind jetzt bei den hiesigen Buchhändlern angekommen, und ich habe sie gelesen mit einer Ruhe und einer Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders liest, wenn, um sie zu bezahlen, es weder an Geld noch guten Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich sie heute schriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch blässer machen. Grob sind sie freilich, wie man sie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menschen

ihnen so nahe treten, und sie durch die Brille betrachten? Sie sind grob, wie Fresko-Gemälde sind und seyn müssen, die in einiger Entfernung angeschaut werden sollen. Auf der frischen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge schnell der entschlossenen Hand nachstürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachschleichen. Dem Volke, das in weiten Kreisen umher steht und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es gerade mit dem rechten Maaße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen; wie froh bin ich, daß ich der pastellfarbigen Artigkeit entsagt, die den verzärtelten Diplomaten so gut gefällt, weil sie es weglächeln, sobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre Empfindung gezogen, und das wird Früchte tragen; denn selbst für ihre eigenen Felder ist die Saat nicht in ihrer Hand — Gott sorgt

dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides ist mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künstler Meyer und Wurm, die noch fratzenartiger gemalt als ich selbst, einen Artikel geschrieben. Gelesen habe ich ihn nicht, er sprach mir blos von seinem Vorsatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu vertheidigen, sondern sich selbst, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindische Eitelkeit; er kann nicht den feinsten, ja nicht einmal den gröbsten Tadel vertragen. Er sagte mir, er wolle jene Menschen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig seyn. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber noch nichts schaden. Den Artikel schickte er an Cotta für die allgemeine Zeitung; nun

schrieb ihm dieser zurück: Es möchte doch seine Bedenklichkeit haben, eine Schrift zu vertheidigen, worin mit ausdrücklichen Worten stünde: jedes Volk dürfe seinen König absetzen, sobald ihm seine Nase nicht mehr gefiele. Geduld, himmlische Geduld! Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben, ich hätte den Völkern gerathen, ihre Fürsten zu verjagen, sobald sie mit deren Nasen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen solche Anschuldigungen mich vor deutschen Richtern zu vertheidigen hätte? Wenn ich sagte: Meine Herrn, Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten sie mir vielleicht. Was würde mich das aber nützen? Sie würden erwiedern: Sie hätten aber bedenken sollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leser schreiben, sondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke liest, die keiner Ueberlegung fähig, sich nur an den Wortver-

stand halten. Zu dieser Bemerkung würde ich schweigen, und sagen: laßt mich in das Gefängniß zurückführen. Alles Reden wäre doch vergebens. Stünde ich aber vor einem deutschen heimlichen Gerichte, wären Geschworne da, und säße Volk auf den Gallerien, würde ich mich, wie folgt, vertheidigen. „Meine Herrn! „Der Deutsche ist ein Krokodill (Allgemeines „Geschrei des Unwillens. Krokodill! Krokodill! „zur Ordnung, zur Ordnung!)... Meine „Herrn, der Deutsche ist ein Krokodill. (Zur „Ordnung, zur Ordnung! der Präsident: „Sie mißbrauchen das Recht der Vertheidi„gung....) Meine Herrn, der Deutsche ist ein „Krokodill — aber ich bitte Sie, lassen Sie mich „doch zu Ende reden. Wenn ich sage, der Deut„sche ist ein Krokodill, so meine ich gewiß nicht „damit, der Deutsche sey ein wildes, grausa„mes, räuberisches Thier wie das Krokodill, und „weine heuchlerische Kindesthränen. Ich denke

„gerade das Gegentheil. Der Deutsche ist zahm,
„gutmüthig, räuberlich aber gar nicht räube-
„risch, und weint so aufrichtige Thränen, als
„ein Kind, wenn es die Ruthe bekömmt. Wenn
„ich das deutsche Volk ein Krokodill genannt,
„so geschah es blos wegen seiner Körperbedeckung,
„die ganz der eines Krokodills gleicht. Sie hat
„dicke harte Schuppen, und ist wie ein Schie-
„ferdach. Was festes darauf fällt, prallt ab,
„was flüssiges, fließt hinunter. Jetzt denken
„Sie sich, meine Herrn, Sie wollten ein sol-
„ches Krokodill thierisch magnetisiren; zweitens,
„um es später von seinen schwachen Nerven zu
„heilen; erstens, um es früher hellsehend zu
„machen, daß es in sein Inneres hinein schaue,
„seine Krankheit erkenne, und die dienlichen
„Heilmittel errathe. Wie würden Sie das an-
„fangen? Würden Sie mit zarter gewärmter
„Hand auf den Panzer des Krokodills herum-
„streicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu ver-

„künftig dazu. Sie würden begreifen, daß sol-
„ches Streicheln auf das Krokodill so wenig
„Eindruck machte, als auf den Mond. Nein,
„meine Herrn, Sie würden auf dem Krokodill
„mit Füßen herum treten, Sie würden Nägel
„in seine Schuppen bohren, und wenn dies noch
„nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln auf
„den Leib jagen. Sie würden berechnen, daß
„von dieser großen angewendeten Kraft neun
„und neunzig Hunderttheile ganz verlohren gin-
„gen, und daß der Hunderttheil, der übrig blie-
„be, gerade die sanfte und bescheidne Wirkung
„hervorbrächte, die Sie bei Ihrem thierischen
„Magnetisiren beabsichtigen. So habe ich es
„auch gemacht. Wäre aber das deutsche Volk
„kein Krokodill, sondern hätte es eine zarte
„Haut, wie die schöne Fürstin von ***, dann
„hätte ich ihm nicht gesagt, es dürfe einen Für-
„sten vertreiben, der eine unangenehme Nase
„hat, sondern ich hätte wie folgt mit ihm ge-

„sprochen: „„Die Fürsten — mag sie nun Gott
„oder der Teufel, oder mögen sie sich selbst,
„mag die weise Vorsehung, oder mag der Narr
„Zufall sie eingesetzt haben — sind bestimmt,
„die Völker, welche ihnen anheim gefallen, nicht
„blos mit Gerechtigkeit, sondern auch mit Weis-
„heit, nicht blos mit Weisheit, sondern auch
„mit Stärke, nicht blos mit Stärke, sondern
„auch mit Milde zu regieren. Wo sie dieses
„nicht thun, oder nicht vermögen; wo sie das
„Recht schmählich verletzen, ihren eignen Sün-
„den, oder denen ihrer Lustgesellen zu fröhnen;
„wenn sie statt der ernsten Stimme der Klug-
„heit, den Possenliedern der Thorheit ihr Ohr
„hingeben; wenn sie zu schwach oder zu feige
„sind, den Verführungen oder Drohungen frem-
„der Fürsten zu widerstehen; wenn sie jedes
„Vergehen als eine Beleidigung ihrer Macht
„blutig und tückisch rächen — ein so mishan-
„deltes, so mit Füßen getretenes Volk darf

„und muß seinen verbrecherischen Fürsten vom
„Throne stoßen und aus dem Lande jagen.‟‟
„Hätte ich aber so mit dem deutschen Krokodill
„gesprochen, wie viel von meinen Worten wäre
„in sein Inneres gedrungen? Wenig, Nichts,
„ja weniger als nichts. Ein Defizit des Wi-
„derstandes wäre dabei herausgekommen, und
„das Krokodill hätte meine Lehre so gedeutet:
„einen Fürsten, der despotisch regiere, müsse
„man die Civilliste verdoppeln. Darum
„sagte ich ihnen: ihr dürft jeden Fürsten ver-
„jagen, sobald euch seine Nase nicht mehr ge-
„fällt. Deutsche Gutmüthigkeit bringt von sol-
„cher Lehre neun und neunzig Hunderttheile in
„Abzug, und dann bleibt gerade so viel übrig,
„als ihnen zu wissen gut ist, als ich ihnen bei-
„zubringen mir vorgesetzt‟... (allgemeines Bei-
fallklatschen). Der Präsident: Alle Zeichen
des Beifalls oder der Unzufriedenheit sind un-
tersagt; wenn die Ruhe noch einmal gestört

wird, werde ich den Saal räumen lassen ... Darauf ziehen sich die deutschen Geschwornen in ihr Zimmer zurück. Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten, treten sie wieder in den Saal, und erklären den Angeklagten für nicht schuldig. Todesstille. Die Geschwornen sehen sich um, und werden bleich. Während ihrer Berathschlagung waren Angeschuldigte, Richter, der Prokurator des Königs, der Vertheidiger, sämmtliche Advokaten und Zuhörer alle Hungers gestorben, und schon in Fäulniß übergegangen. Diese traurige Geschichte hatte in Deutschland grosses Aufsehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte sie geschickt, und ließ in Jarke's antirevolutionairem Tendenzblättchen einen Aufsatz drucken, worin er aus der neuesten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutschland gar nicht passe.

Sie aber, Sie, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich Recht habe? Aber mein Gott! Sie haben gar nicht Acht gegeben. Sie waren zerstreut und ich weiß auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürstin sey, deren schönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu gestehen. Indem ich es verschweige, werden alle deutsche Prinzessinnen die Schmeichelei auf sich beziehen, und ich werde dadurch sechs und dreißig regierende Herzen gewinnen, welches mir sehr nützlich seyn kann, wenn ich einmal früher oder später in die rauhen Fäuste irgend einer deutschen Polizei-plumpe.

— Gestern habe ich einem Welt-Essen beigewohnt. Nicht einem Essen, wo, wie in manchen Ländern Europens, die Welt von wenigen Mäulern gespeißt wird, sondern wo die Welt durch ihre Repräsentanten selbst speißt. Ich habe Nord- und Südamerikaner, Egyptier und

Ostindier, Schweden, Polen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Schweizer, Italiener um einen Tische versammelt gesehen. Nur Russen waren keine da; denn diese, mit den Markknochen der Polen angenehm beschäftigt, verschmähen jetzt die magern Beefsteaks von gewöhnlichen Ochsen. Herr Jüllien, Herausgeber der bekannten Revüe encyklopädique, versammelte seit vielen Jahren seine Freunde und die es werden sollen — das will sagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyklopädischen Diner. Die Gesellschaft ist gewöhnlich mehr als hundert Personen stark; gestern aber waren es höchstens dreißig. Ihnen die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzosen zu nennen, wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen wäre kürzer, aber das verbietet mir die Bescheidenheit. Von europäischem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir Sidney Smith, dessen Bio-

graphie sie im Conversationslexikon finden. Er ist ein schöner und für sein Alter noch rüstiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Parisers. Der würde nie, wie Jean Bull, Taback im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich sehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich erstaune über die Menschen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zu Ekel wird. Diese Stadt ist eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und schmutzigen Wegen in den nächsten Bach schwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergessenheit fließt. Sidney Smith wohnt seit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und ist an den Baron Delmar (Ossianischer Name), einen getauften Juden und geadelten Lieferanten aus Berlin, verheyrathet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Personen vom höchsten Stande empfange; und man, um in

seinem Hause Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutschen Domherrn forderte. So ist es aber in allen Ländern; christlicher Adel und jüdisches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegen einander, und darum ist die Faubourg St. Germain jeder Residenz eigentlich eine Vorstadt Jerusalems.

Ein junger Mensch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, sich mir vorstellen, und äußerte: er habe schon längst den Wunsch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wissen ja, wie ich bei solchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackele; ich lache mich immer selbst aus, und erst später den Andern. Der junge Neugierige nahm bei Tische seinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiederte: Die Politik verleide ihm seinen ganzen Aufenthalt. Ich stutzte; doch weiß ich mich leicht in solche Denkungsart zu finden.

In meinem eignen Kopfe ist eine große Landstraße ganz mit dieser Gesinnung gepflastert. Ich erwiederte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Gesetz, Freiheit, alles nur Werkzeuge, das Glück der Menschen zu bereiten; alles nur Wege, sie zur Kunst, Wissenschaft, zum Handel, zu häuslichem Glücke, zu brüderlicher Gesellschaft, zum Vollgenusse des Lebens zu führen — daß diese Werkzeuge mit dem Kunstwerke selbst, daß die Wege mit dem Ziele verwechselt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringt; daß die grausamen Kriege der Regierungen gegen ihre Völkchen und die thörigten Völker unter sich selbst alle Kräfte der Menschheit verzehren; daß die letzte Verwünschung den letzten Athemzug ausgeben und der Frieden keinen mehr finden wird, der ihn genießt. Aber zu diesem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie

dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich. Ich fragte ihn, ob er in Paris studire und was? Er erwiederte, daß er sich der deutschen Philosophie ergeben, und jetzt beschäftigt sey, ein Werk von Schelling ins Französische zu übersetzen. Er kannte die ganze philosophische Literatur der Deutschen, sogar die Werke Carove's, des Biographen Gottes. Im nächsten Frühling will er nach München gehen. Also das war's! Es ist nicht nöthig, daß ich mich darüber auslasse; ich habe das schon oft besprochen. Als ich ihm einmal Salat präsentirt, der noch nicht angemacht war, dachte ich: Als deutscher Philosoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Desert wurden wie üblich Toasts ausgebracht. Zuerst: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerst die Polen. Herr Jüllien kündigte an, die Gesellschaft würde den Generalen Romarino, Langer-

man und Schneider und der Gräfin Plater, der polnischen Amazone, die in diesen Tagen hier ankommen würde, im nächsten Monate ein Fest geben. Darauf stand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen seiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deutschen — ganz zuletzt. Herr Jüllien trank aber nicht auf die Gesundheit des ganzen deutschen Körpers, sondern nur auf die seiner schwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, vertheidige. Ich, * * *, und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anwesenden Deutschen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenick und schwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich schlecht Französisch spreche. Aber * * * der es gut spricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er schwieg. Und er schwieg nicht allein, er ward noch roth,

als hätte er gesprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich schämte mich — nein, das ist das rechte Wort nicht — es schmerzte mich. Und warum habe ich nicht gesprochen? Der Pole vor mir sprach viel schlechter Französisch, als ich. Und mir war das Herz so voll, daß ich eine ganze Stunde hätte sprechen können, und ich hätte vermocht, alles so schnell niederzuschreiben, als es hätte gesprochen werden müssen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengstlichkeit entschuldigt, aber das Gefühl derselben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräsentirt ein Vaterland, sein Volk steht hinter ihm, was er spricht sind nicht Worte, er berührt Tasten, die Thaten wiederklingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man sieht das weit entfernte Land. Aber was repräsentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich stehe allein, ich bin ein Lakai, und trage,

wie alle Deutsche, die Livree des Grafen von Münch-Bellinghausen. Man hätte mich als einen Schriftsteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder schlecht gesprochen, wie einen Schauspieler beklatscht oder ausgepfiffen. Da stockt das Blut, da steht die Zunge still. Mag sich schämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte gesprochen von den Sygambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Friesen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bojoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte gesprochen — von Gauen, von Hermann dem Cherusker, vom Teutoburger Wald, von Marobodäus und den Hohenstaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutschen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die sind nicht weit her.

Bei Tische wurde auch angekündigt, daß eine aus polnischen und französischen Gelehrten gebildete Gesellschaft den Vorsatz gefaßt, alle classischen Schriften der Polen, etwa funfzig bis sechzig Bände, in das Französische zu übersetzen, um mit dem Ertrage des Werkes die dürftigen Polen zu unterstützen. Gewiß, die Franzosen haben eine gute Art, wohl zu thun. Die Rauheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch Noth. Schmach und Unglück über die heuchlerischen Erbschleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; sie werden wie Vagabunden auf vorgeschriebenen Wegen nach dem südlichen Frankreich gewiesen, und dort unter Aufsicht der Polizei gestellt. Man will sie an das Mittelländische Meer führen, um sie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienste zu nehmen. Afrika oder Sibirien — diese Wahl

giebt ihnen Louis Philipp! Um diesen Preis erkauft sich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Nesselrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menschen festgenommen, der von dem Theater sich an den Wagen des Königs sich zu drängen suchte. Man fand Pistolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun seyn, daß die Polizei diesen Menschen abgerichtet, um den König zu schrecken, und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernstlich ein Mordversuch stattgefunden — beides sind schlimme Zeichen. Dieser König leidet an einem bösen innern Geschwüre und er wird nie mehr gesunden.

Freitag den 16. December.

Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Oehler, wovon die heutigen Blätter sprechen? Lassen Sie mir doch durch *** über die Sache genau berichten und der Wahrheit gemäß. Es heißt, der Oehler habe schwören müssen, daß er nie darüber sprechen wolle, aus welchem Grunde er arretirt worden sey. Das ist eines der teuflischen Mittel, welche deutsche Regierungen seit fünfzehn Jahren oft angewendet, ihre verborgenen Missethaten mit ewiger Nacht zu bedecken. Ein Thor und ein pflichtvergessener Mensch, wer einen solchen abgefolterten Eid hält. Es ist der Eid, zu dem ein Räuber mit gezücktem Dolche uns zwingt, daß wir seine Missethat nicht verra-

then, damit er ferner ungestört rauben und morden könne. Jeder gute Bürger ist es seinem Vaterlande, dem mishandelten Rechte, dem beleidigten Himmel schuldig, an den Tag zu bringen, was gottvergessen im Dunkeln waltet, und einen Eid zu brechen, der ihn zum Mitschuldigen einer Schandthat macht und ihn an die Sünder kettet. Wie! Könige haben den Eid gebrochen, den sie ungezwungen der Freiheit geschworen, und ein Bürger sollte verpflichtet seyn, zum Vortheile der Tyrannei einen Schwur zu halten, den ihm die grausamste Gewalt abgepeinigt? Nimmermehr. Das fordert der Himmel nicht, ja das weis't er zurück.

Fünfzehnter Brief.

Paris, Samstag den 17. December 1831.

Meine Briefe, wie ich gestern hier vom Buchhändler hörte, werden besonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit schon gekommen, die ich vorher gesagt, wo die neugierigen Reisenden ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unser Vaterland besuchen. Die Engländer sind hier wie immer voraus; ich, bin ihr Vasari, sie kaufen mich und stecken mich in die Tasche.

Ich glaube es immermehr, daß Herr von *** gesagt hat: dieser Dr. Börne ver-

diente, daß man ihm fünf und zwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von *** sehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Essen bringen sehen; es ist nicht möglich, daß ein Edelmann die Gesinnung eines Lakaien habe, daß ein Minister wie ein Stallknecht spreche. Indessen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr sey, dem Herrn von *** die fünf und zwanzig Stockprügel in Rechnung gesetzt, und ich werde sie ihm früher oder später vergüten.

Die Pariser Briefe hat der Buchhändler hier schon alle verkauft. Sie werden in das Englische übersetzt. Dagegen habe ich nichts. Geist und Sprache der Engländer weiß sich mit allem Deutschen innigst zu verschmelzen. Aber die französische Uebersetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt stände.

In der Nürnberger Zeitung, ein Unter-Blättchen, wo die Hühneraugen und Frostbeulen der ärmsten Teufel von Schriftstellern sich versammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börne's Briefe aus Paris, die „hier großes Aufsehen gemacht, wurden allgemein mit Verachtung und Abscheu aufgenommen, und es ist erstaunlich, wie dieser „Börne, der sonst bei den Berlinern so hoch „gestanden, plötzlich so tief sinken konnte." So oft ich solchen Bettelvogt-Styl lese, bekomme ich die größte Lust, einmal gegen mich selbst zu schreiben, um den armen deutschen Ministerial-Kanzlisten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne sich lächerlich zu machen. Ich weiß es besser, wie ich in Berlin gewirkt. Für gar viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeschlossene Geist ist hoch hinauf bis an die Decke gesprungen, nachdem ich ihn von der Angst des Eisendrahts befreit.

Montag den 19. December.

Neulich war ich im Theater de la Gaité, welches ich früher noch nie besucht. Seitdem haben Wind und Frost meine Augen wieder getrocknet; denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon schreiben können. Nie in meinem Leben habe ich so viel geweint, als in diesem théâtre de la Gaité. Ich hatte mich nicht vorgesehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt stürzte die spitzbübische Rührung herein, und raubte allen Verstand in meinem Kopfe. Dieses Theater ist das vornehmste unter den gemeinen, unter den Boulevard-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, sanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwischen den Akten so behaglich gefühlt als

hier. Das Aufziehen des Vorhanges störte mich jedesmal. Die Zuschauer gehörten alle zu den niedern Bürgerklassen, die den Mittelstand von dem Pöbel trennen. Meistens Weiber und Mädchen, sehr wenige Männer. Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können sich nichts lieblicheres denken. Alle Gallerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich diesen schönen Anblick vergleichen sollte. Bald erschien es mir wie ein beschneiter Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäsche zum Trocknen ansgehängt ist; bald wie eine Heerde (aber gutmeinender) Gänse; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen vornehmen und farbigen Hüte als Tulpen hervorstanden. Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerksamkeit dieser Zuschauerinnen den ganzen Abend. Diese guten Mütter und Töchter

sind nicht abgestumpft, sie gehen selten in das Theater, und sehen wohl nur einmal das nehmliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen sich satt hören und sehen. In der Mitte der ersten Gallerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzessinnen sitzen, saß, wie ein Solitair in einem Ringe, ein Marktweib, fleischig, roth-wangig, mit Armen, wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre verschränkten Arme auf die rothgepolsterte Lehne gelegt, und starrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerksamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte sie die Worte schockweise gekauft und bezahlt, und zählte ängstlich nach, ob sie keines zu wenig bekomme. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen solchen Augenbruch habe ich nie gesehen. Wer Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trock-

nete seine Thränen; wer ein farbiges (das ist keine Erfindung) ließ sie fließen. Ich selbst, als ich mich umhergesehen, und wahrnahm, wie wenige Menschen im Hause waren, die das Recht hatten mich auszulachen, weinte auch. Der Polizei-Kommissair des Theaters, der neben mir saß, sah mich recht freundlich und gutmüthig an und dachte wohl bei sich: gäbe es doch keine schlimmere Volksbewegung als diese, dann wäre es ein Vergnügen Polizei-Kommissair im quartier du temple zu seyn! Warum haben wir so viel geweint? Sie sollen es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf eine Viertelstunde einen Ueberrock an, setzen einen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie, machen Sie mir durch weibliche Bedenklichkeiten die Arbeit nicht so sauer. Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans, den Stoff mögen sie wohl aus Deutschland

geholt haben; aber die Bearbeitung scheint eigenthümlich. Sie ist gut genug, und für Paris von einer seltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauspiel gesehen, das, ohne den geringsten Kunstwerth zu haben, doch eine theatralische Wirkung hervorbringt, der man sich den andern Tag nicht zu schämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergessen Sie dieses Alter nicht; sind es doch nur Jahre einer Andern! — wird gleich bei ihrem ersten Auftreten als ein höchst liebenswürdiges, höchst achtungswerthes Frauenzimmer erkannt. Sanft, bescheiden, von der zartesten weiblichen Sittsamkeit, hat ihr das reifere Alter nichts genommen, als die Leidenschaftlichkeit, mit der man in der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermählte Stand ihr nichts gegeben, als einen Reichthum von aufgesparter Liebe. An dem Tage, wo wir sie kennen lernen, er-

wartet sie den Baron von Saintval, den ihr bestimmten Gatten, um sich mit ihm zu verloben. Der Baron ist vierzig Jahre alt, und ist nicht blos ein untadelhafter Mann, sondern auch ein Mann von den angenehmsten und schätzenswerthsten Eigenschaften. Die Gräfin erkennt seinen Werth, aber sie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen andern, sie hat nie geliebt. Doch sie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu schützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu stürzen droht, reicht sie dem reichen Baron die Hand. Es ist aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergessener Vater das Glück und die Seligkeit seines Kindes seiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrnes, pflichtmißdeutendes Kind ein solches Opfer bringt; sondern es findet ein edleres Verhältniß statt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814,

als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron Saintval eine halbe Million in Papieren anvertraut bekommen. Er verschloß das Portefeuille in eine geheime Schublade seines Sekretairs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weise entwendet. Der alte Baron starb unterdessen; keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht, und beschloß mit Aufopferung seines ganzen Vermögens dem Erben seines verstorbenen Freundes den Verlust zu ersetzen. Doch durfte ihn seine Verarmung in alten Tagen und die Hilflosigkeit seiner Tochter schmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt seyn, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um seine Pflicht mit seinem Vortheile zu vereinigen.

In dem Hause des Baron Clairville und unter dem Schutze der Tochter, lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und ihn erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieser hing an ihr mit der zärtlichsten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung bestimmt war, sehen wir die Gräfin in der heftigsten Gemüthsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entschluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus dem Hause zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Brust, und kündigt ihm an, er müsse sie verlassen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders — den Knaben zu beruhigen, ihm die Nothwendigkeit seines harten Geschicks zu erklären, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß sie ihm gestehen, daß sie

seine Mutter sey. Jetzt vermähle sie sich; ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimnisse ab, das den achtsamen Blikken eines Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten sich trennen. Felix ist entzückt, in der geliebten Pflegemutter seine wahre Mutter zu finden. Er hat alles verstanden, er begreift alles, mit männlicher Fassung erträgt er sein trauriges Geschick, und ist zum Opfer entschlossen. Er verspricht seiner Mutter, er werde das Geheimniß ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig seyn. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimnisse weiß. Er soll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn sorgen will. Bei der Trennung giebt sie ihm Diamanten von großem Werthe und vieles Geld mit. Der Knabe geht, und der Verlobte kömmt an. Baron Saintval hat immer eine Art Kälte in dem Betragen der Gräfin

gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der versteckte Kummer in ihren Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas Anderes — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, suchte er die Gräfin auf die liebevollste und zarteste Weise dahin zu bringen, daß sie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber selbst die edelste Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der sich zwischen der Wahrheit und der Lüge hinschlängelt, und weiß sich durchzuschleichen. Der Baron ist beruhigt, ist glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet. —

Im zweiten Akte sehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwischen Felsen, ist eine Bande jener Brandstifter versammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Theil Frankreichs verwüsteten, und deren

Treiben man damals einer höllischen Politik der Regierung zuschrieb. Die Brandstifter waren benachrichtigt, daß sie von Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine schmale Brücke führte, die über einen Abgrund hing, sägten sie die Balken, welche die Brücke trugen, so durch, daß man es äußerlich nicht wahrnahm, damit sie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit seinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerst die Brücke, sie brach und er stürzte in die Tiefe, rettungslos. Felix springt entsetzt zurück, schreit nach Hilfe, und sinkt mit herzzerreißendem Jammer besinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrenner-Bande giebt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet sich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen. Der Bettler wollte diese gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen.

Ihm war von seinen Obern der Auftrag ertheilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, sich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erndtefeste beschäftigt. Der Knabe, dessen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs liebreichste aufgenommen; man sucht ihn zu beruhigen, man tröstet ihn. Um seine Herkunft, um seine Eltern befragt, schweigt Felix und weis't sanft doch entschlossen die Theilnahme zurück. Das befremdet; doch die guten Leute schreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächters-Leuten für seine gutmüthige Sorge um dem Knaben gelobt, beschenkt und eingeladen, die Nacht im Hause zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt sich. Dem kranknu-

den Felix wird ein Lager bereitet. Als diese eingeschlafen und alles im Hause ruhig war, schleicht sich der Bettler ins Haus zurück, wirft eine Brandbüchse auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Akte sehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tage ein Sitz des Wohlstandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüste Brandstätte verwandelt, und hören das Jammergeschrei der zu Grunde gerichteten Landleute; Felix, von Gensd'armen bewacht, bleich und zerstört, steht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandstiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, sein geheimnißvolles Wesen hatte gleich bei seinem Eintritt Aufmerksamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu solchen Brandstiftungen gebraucht wurden. Felix soll dem Untersuchungsrichter seinen Namen, Wohnort

und seine Herkunft angeben; er sagt: das müsse er verschweigen. Man untersucht seine Taschen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er sie bekommen, erklärt er nicht. Endlich wird er von einem der umherversammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des Grafen Clairville gesehen. Felix behauptet standhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk seiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimnisses, geräth in Verzweiflung, fleht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle alles eingestehen. Ja er habe die Diamanten und das Geld dort gestohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach diesem Geständnisse war es um so nöthiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter Bewachung, von dem Maire begleitet,

nach Clairville geführt. Dort wurde am nehmlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermählten kommen aus der Kirche, eine glänzende Gesellschaft war im Salon versammelt, die Zeit vor dem Hochzeitmahle mit Spiel, Musik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauses sprechen müsse. Man läßt ihn eintreten (Felix in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet sich an die Gräfin, und fängt seine Geschichte zu erzählen an. Diese begreift anfänglich nicht. Man hält ihr die Diamanten und den Geldbeutel vor Augen, die man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfin fürchterlich Tag; doch noch faßt sie sich. Sie erklärt, sie habe wirklich das

alles dem Knaben geschenkt. Der Maire erwiederte: der Knabe selbst bekenne, es gestohlen zu haben. Die Gräfin begreift Felix Edelmuth, der, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, lieber freiwillig ein Verbrechen auf sich nahm. Der Maire erwiedert: wie sie aus zartem Mitleide den Diebstahl, den der Knabe begangen, verschweige; aber die Gerechtigkeit dürfe sich nicht abwenden lassen; der Knabe habe sich auch der Brandstiftung schuldig gemacht, und er müsse ihn den Gerichten überliefern. Auf seinen Wink wird Felix in den Saal geführt. Die Gräfin drückt ihn leidenschaftlich, angstvoll an ihre Brust. Felix flüstert ihr zu, sie möge sich nicht verrathen, er habe nichts ausgesagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr bemeistern, ihre Mutterliebe bricht in lichte Flammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater, die fremden Gäste alle, vernehmen mit Entsetzen aus ihrem Munde den Schmerzensruf:

Felix ist mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir sehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der frische Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift seiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater geräth in Verzweiflung. Er zieht den Degen und will seine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in seinem Blute die erlittene Beschimpfung abzuwaschen. Die Gräfin sinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt. —

Im letzten Akte erscheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beschlossen in ein Kloster zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie schreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle traurige Geschichte zu erklären. Sie erwartet den Be-

such ihres Mannes, der schon alle Anstalten zu seiner Abreise hat treffen lassen, und sie zum Abschied noch einmal sehen wollte. Es ist eine dumpfe Scene, wobei einem wehe wird. Der Baron liebt Amalie, aber hier war keine Rettung für sein Herz; es mußte entsagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren eigenen, es werde den Schmerz, den, wie sie hoffe, er selbst empfinde, mildern, wenn sie ihm die Ueberzeugung gebe und er sie mitnehmen könne, daß sie seiner Achtung nie unwürdig wär. Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Geschichte erzählen. Achtung! Der Baron macht ein Gesicht wie ein Schaaf. Er bittet sie, um Gottes willen zu schweigen; er wolle nichts hören; er liebe sie, und es wäre ihm zu schmerzlich, erfahren zu müssen, daß früher als er, schon ein Anderer ihre Liebe besaß. Die Gräfin erwiedert mit leidenschaftlicher Heftigkeit: Liebe? ich geliebt? Jamais! Der arme Baron

wird ganz verwirrt im Kopfe. Die Gräfin, von Schmerz und Schaam niedergeworfen, fällt zu seinen Füßen und erzählt folgendes: Vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als sich der siegende Feind Paris nahte, habe sie ihr Vater, sie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines seiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; alles ging in Rauch und Flammen auf, alles wurde geplündert, niedergemetzelt. Der Pächter verbarg sie, das sechszehnjährige Mädchen, schnell in eine dunkle Höhle; kein Lichtstrahl drang hinein... Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung... Die Gräfin hält sich die Hände vor die Augen — wir wissen alles. Felix ihr Sohn, ist 16 Jahre alt. Die Gräfin erhebt sich, und bricht in einen Strom von Thränen aus. Der aufhorchende Baron wird immer starrer und starrer, bis er wie zerschmettert zu den Füßen der Gräfin nieder=

sinkt. Er wolle die Geschichte zu Ende erzählen. Er frägt nach dem Namen der Dorfes, sie nennt es ihm. Da zieht er einen Ring vom Finger. Die Gräfin, als sie ihn erblickt, schreit: es ist der Ring von meiner verstorbenen Mutter, den ich damals getragen. Der Graf: ein Verbrechen hat dich vor sechszehn Jahren zu meiner Gattin gemacht!.. Und nun dieses Gemisch von Wonne und Schmerz! Es war nicht zu dichten und nicht zu spielen, aber es war zum Weinen. Felix tritt herein: der Baron durchwühlt seine Gesichtszüge, erkennt seine eigenen, und drückt entzückt den Knaben an sein Herz, dem er kurz vorher das Herz hätte durchbohren mögen... Ist das nicht die schönste garstige Geschichte von der Welt, und muß man nicht erstaunen, daß der Mensch seine Phantasie foltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das boshafteste Geschick dem Menschen nie angethan?

Mittwoch den 21. December

Die Unglückseligen! Sie lassen uns ja keine Ruhe, sie verhöhnen unsere Friedlichkeit, und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den sie fliehen, sobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgestern auf dem Wege, ein ordentlicher Mensch zu werden und ein Schriftsteller von Gerstenzucker. Ein Mährchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich schmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein schrecklicher Nußknacker. Alle zerbrochene Schaalen mögen über die kommen, die mich verhindert, mein Mährchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hause, um mein tägliches Bewegungs-Pensum abzu-

laufen: die Boulevards entlang, bis auf den Bastillen-Platz, und von da am Wasser zurück. In der Passage de l'opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver, Poudre-naquet dentifrice balsamique, pour donner aux dents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchen gewickelt war. Es war Wiegen-Eyapopeija für mein unruhiges Herz. Wie Herr Naquet sagt: „Als ich wegen „herannahenden Greisen-Alters, und meiner hin„fälligen Gesundheit, meinen Parfümerie-Han„del aufgab, wollte ich ein Kunstwerk zum Vor„schein bringen, auf das ich die Sorgen meines „ganzen Lebens verwendet, ohne doch je das ge„wünschte Ziel erreichen zu können. . . . . Auf „dem Lande, wohin ich mich zurückzog, im Schoo„se der Einsamkeit und des süßern Friedens, ge„lang es mir endlich, nach einer unzähligen „Menge von Versuchen, ein balsamisches „Zahnpulver zu Stande zu bringen . . . .

„Weder die glänzenden Anerbietungen meiner
„Nachfolger; weder die Sorgen, noch die uner-
„müdete Geduld, die ein so großes Werk erfor-
„dert, noch die große Zahl der angeblichen Psi-
„lodantes, die man unter prächtigen Titeln
„der Welt darbietet — nichts, nichts konnte
„meinen Entschluß wankend machen. Und ich
„hatte recht.... Der Menschheit nützlich zu
„seyn, den Frauen zumal, war immer mein
„einziger Wunsch und wird es immer bleiben....
„Der Mund, die Wohnung der Grazien und
„der zauberischen Schönheit, zog schon von der
„frühsten Jugend an all mein Denken auf sich,
„ich weihte ihm meine Sorgen und meinen Ei-
„fer, und ich war glücklich genug, der Welt ei-
„nige Erzeugnisse darzubieten, die mir ihren Bei-
„fall erwarben. Doch, ich darf es kühn behaup-
„ten, nie gab ich ihr ein Zahnpulver, das die-
„sem gleicht; ein Zahnpulver, das, indem es
„die Zähne weiß macht, ihren Schmelz bewahrt,

„das Zahnfleisch befestigt, und in dem Munde
„ein schimmerndes Hochroth, und einen Balsam-
„Duft verbreitet . . . . Soll ich von der All-
„macht jenes Zauberbüchleins sprechen, wenn es
„dem entzückten Blicke eine Doppelreihe von
„Perlen darbietet, die zwischen glänzenden Co-
„rallen schimmern? Nein, hochberühmte Dichter,
„anmuthige Federn haben diesen Gegenstand be-
„handelt, meine Farben werden bleich erscheinen
„neben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich ha-
„be mich mit etwas beschäftigt, das nicht weni-
„ger schwer, doch weit nützlicher ist, als die Be-
„schreibung eines schönen Mundes; ich habe das
„Mittel gesucht, und nach langen mühevollen
„Arbeiten es gefunden, wie man den Mund
„immer schön erhalte. Die Schachtel kostet 3 Fr.
„50 c., eine halbe 2 Fr. . ." Und so träum-
te ich mich in das Mährchen hinein: Von der
schönen holdseligen Fee Conferenz, deren
Mund lächelte wie Morgenroth, deren Zähne

glänzten wie Sonnenstrahlen, und wo sie vorüberschwebte, verwandelte sie Tag in Nacht. Die schlafenden Vögel erwachten und sangen ihr Morgenlied. Die Blumen neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und sie fesselte einen Königssohn, der sich in Liebe für sie verzehrte. Er ermordete seinen Vater, und dann führte sein eignes Volk ihn auf das Blutgerüste. Ehe sein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böse giftige Zauberin. Da berührte sie ein guter Geist, der mächtiger war als sie, mit leichter Hand, und sie zerstiebte in ein blutrothes Pulver ... An der Ecke der Richelieu-Straße war das Mährchen fertig.

Einige Schritte weiter, bey den Variétés, umgab ein großer dichter Menschenkreis ein Frauenzimmer von etwa vier und dreißig Jahren, in deren blassen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war

nicht vornehm, aber anständig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garstigen Pudel, der frohlockend an sie heraufsprang. Was um ihr her gesprochen, gelacht wurde, kümmerte sie nicht, sie hatte die Welt vergessen über ihren Fund. Am Morgen hatte sie ihn auf der Straße verlohren, und nach einigen Stunden, an dieser Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Novelle daraus. Von dem Hunde des treulosen Geliebten. Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, schmerzlichen Erwartens, scharrte es an Antoniens Thüre. Sie öffnete sie, und blieb mit sprachlosem Entzücken stehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte nach seinem Tritte, sie lehnte sich über das Treppengeländer und schaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel sie in stillen Wahnsinn. Jeden Abend setzte sie, wie sie es gewohnt war, zwei Gedecke auf den

Tisch. Auf einem Stuhle neben ihr saß der Hund, dem sie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Essen auf den Teller. „Willst du denn davon nicht, Heinrich? das hast du ja immer gern gehabt;“ dann brach sie in Thränen aus und warf sich jammernd auf die Erde. Der Hund sprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füssen ...

Jetzt kam ich an die Montmartre-Straße. Da sah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Husaren, Gensd'armen, Fußvolk, zahllose Schaaren von Polizei-Wachen, hielten die Straßen besetzt, die von den Boulevards seitwärts führen. Große Soldaten-Trupps zogen auf und ab. Ich fragte einige aus dem zahlreich versammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten sich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte sie

zurück und zerstreute sie mit unerhörter Mis-
handlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort
Mährchen, fort Novelle! Ich verstand das gleich.
Wort für Wort wußte ich vorher, was Casimir
Perrier an diesem Tage (er sollte über die Lyo-
ner Gräuel Rechenschaft geben) in der Kammer
sagen, was seine Papagayen auf der Börse und
in den Zeitungen ihm nachplaudern würden.
Schon den Tag vorher waren die Studenten
in gleich großer Zahl zu den polnischen Gene-
ralen gezogen. Die Polizei setzte sich nicht ent-
gegen und alles lief ruhig ab. Kein Bürger
zeigte Furcht, kein Laden wurde geschlossen, der
Verkehr nicht im geringsten gestört. Den fol-
genden Tag hatten die Minister sich gegen den
vorausbekannten Angriff der Opposition zu ver-
theidigen. Es that ihnen Noth, ihren Söldner-
trupp und ihr Angstgefolge enge zusammenzu-
ziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug
der Studenten kam ihnen erwünscht entgegen.

Man stellte sich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken verbreitete sich. Die Läden wurden geschlossen. Das wollte man. Die Kaufleute, die gerade um diese Weihnacht-Zeit mehr verkaufen in einer Woche, als sonst in ganzen Monaten, sollten gegen die Männer der Freiheit, der Bewegung, gegen die Unruhestifter murren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämer-Gottes, Casimir Perrier, überlassen. Bei solchem schändlichen, kleinlich tückischen Treiben der Staats-Gewalt — kann man da Novellen schreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht diesen Perrier allein, alle Perriers Europa's hatte ich niedergeschmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beschämt! Ich kam bis auf den Boulevard

du Temple. Wie wurde ich da beschämt von einem Manne, der sprachlos da stand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredtsamer strafte, als ich mit tausend Worten es gethan. Es war ein stattlicher kräftiger Mann aus dem Volke, mit sonnenbraunem Gesichte, feurigem Blicke, buschigen Augenbrauen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardisten; den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgestülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinschlagen geübt und stets bereit. Dieser Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier seit einem Jahre die abgenutzten, altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechanische Vorrichtung hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken stehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine solche eingetreten. Der Mann, von dem ich spreche, der Muster-Franzose, stand,

so wie ich ihn beschrieben, mit verschränkten Armen unter einem kleinen Zelte, dessen Inneres eine Landschafts-Dekoration vorstellte. Es war eine Felsengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann schien aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt zu seyn. Jetzt erhob er den Kopf und sah sich im Vaterlande umher. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung malten sich in seinen schwarzen Augen. Jetzt senkte er Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern, leise und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch, hat vielleicht meine Phantasie das alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Ueber seinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchstaben: France geschrieben war. Hätte Louis Philipp dieses trauernde Frankreich von Wachs gesehen, es wäre ihm durch Mark und Bein

gedrungen — oder er wäre kein Mensch, und dann wäre nichts Menschliches von ihm zu fordern. Ich aber schämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre sie geschrieben gewesen, hätte ich sie verbrannt; da sie nur gedacht war, warf ich sie in den Lethe.

Donnerstag den 22. December.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So heruntergebracht haben Sie mich, so demüthig haben Sie meine Hoffnung gestimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der sechste Tag ist, daß ich Ihren Letzten erhalten.

Also mein Eduard hat Ihnen so sehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er ist jünger als ich.

In der Münchner Hofzeitung wurde gestern wieder einmal gerasselt. Ich glaube, man sieht

die deutschen Leser für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es ist zum Erstaunen, wie gemein und schlecht jenes Aristokraten-Manifest wieder geschrieben ist. Es scheint, die Minister dort lassen ihre Kriegs-Artikel von ihren Köchen verfertigen. So sehr hat die Macht allen Kredit verlohren, daß sich nicht einmal ein Worttrödler findet, der, die Armuth ihrer Gesinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anständigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt wo der Kampf in Deutschland beginnt, kein Juste-Milieu aufkommen zu lassen, das die Streitenden trennend, sich bald dort, bald hier hinneigend, um von beiden Seiten Vortheil zu ziehen, einen sumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpestet und nur den quakenden Fröschen wohl thut. Die Franzosen haben kein Temperament zum Juste-Milieu. Was

wir jetzt sehen, ist nur ein künstliches Schaukelsystem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Bret den Schwerpunkt verlieren, und auf der einen oder andern Seite überschnappen. Die Deutschen aber bilden einen gebohrnen Mittelstand. Die schaukeln nicht, sie nageln den Wagebalken fest, schmieden eiserne Klammern darüber, legen noch Felsenstücke darauf, und zu grösserer Beruhigung sich selbst mit ihrer ganzen Breite, und solche gutverwahrte, nichts entscheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern. Darum schien mir gut, meine Gesinnung und deren Ausdruck auf das äusserste zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß sie das nehmliche thun. O ganz prächtig ist mir schon mancher in die Falle gekommen! Es giebt keinen besseren Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere sie auf hundert Stunden weit. Die Münchner Sau habe ich auch her-

aus gestöbert. In meinen Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutscher in Paris an den Kämpfen der Julitage Theil genommen. Von den deutschen Handwerksburschen, bemerkte ich, wundre mich das nicht. Diese hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften sie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. Das machte den bairischen Diplomaten - Lehrjungen den Kopf verlieren, und er schrie auf: Seht Ihr, seht Ihr, wie thörigt Ihr seyd mit Eurer Staatsreform? . . Seht Ihr, wie die Zunftverfassung gedankenlose, folgsame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und Ihr wollt die Zünfte aufheben? . . So haben sie früher nicht gesprochen. Das Zunftwesen war der Herrschsucht immer lieb gewesen; aber sie vertheidigten es mit schönen Worten von Bürgerwohlstand, Flor der Gewerbe; das Geheimniß ihrer schlauen Staatskunst verriethen sie nie dem

Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe noch andere Geschichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die ministerielle Klatsch-Liese in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Muth herabzusetzen, erinnert mich an einen „gewissen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz" und meint, es käme mir nicht zu, den Deutschen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas beschämendes von mir wußte, warum erzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geschichte mit dem Schauspieler Heigel anspielen? Aber damals hat sich das Christenthum sehr hundsvöttisch benommen; ich aber habe mich als tapferer Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das ist der letzte rothe Heller aus der armseligen Sparbüchse ihres Witzes. Aber nach allem, ich wollte, es gäbe mir Einer die drei Louisd'or zurück, die

ich für mein Christenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mich nichts. Drei Louisd'or für ein Plätzchen im deutschen Narrenhause! Es war eine thörigte Verschwendung.

Freitag den 23. December.

Gestern bin ich gestört worden, den Brief zu endigen und abzuschicken, wie ich es gedachte. Erstens, durch Ihren prächtigen fünfseitigen Brief. Dann gestört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überschickte Zeitungen; dann durch einen andern Zeitungs-Artikel aus Deutschland, den man mir mitgetheilt; endlich durch die Bewegung, die das alles in mir hervorgebracht. Es war eine freudige Bewegung, das schwöre ich Ihnen. Es geht ja alles

herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Pension würde ich nicht als eine persönliche Sache ansehen, sondern es zum großen Ganzen rechnen — lassen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren. Nicht genug Gerechtigkeit lassen Sie aber meinem Kopfe wiederfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieser trüben Tage zählen. Es ist ja keine Niederlage, es ist ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener seyn, als daß ich ihre Leidenschaft entflammt, sie dahin gebracht, in ihre hölzerne mechanische Tücke Blut und Leben zu bringen, und aus glühendem Hasse zu thun, was sie früher nur mit eiskalter Politik begangen? Die Frankfurter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Pension zu entziehen; denn nicht sie, sondern die deutsche Bundesversammlung hatte mir, wie allen

Staatsdienern des Großherzogthums Frankfurt, die Pension zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es sich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angstzitternd wie immer. Daß man mir sagen ließ, ich solle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Gränze zu setzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Pension nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verstünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er sich dazu verstehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Oesterreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu schänd-

lich, zu niederträchtig! Daß Herr von Quaita gleich nach Erscheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Pension entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wissen, als der Senat, denn er ist das Sprachrohr der lispelnden Diplomatik, und was man in Wien flüstert, schreit er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Heiden, ich kenne ihn. Ja ich sehe ihn roth werden; er ist ein edler Mensch. Ich selbst erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der sie nicht begangen. Ruhen lassen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entscheidet, ist selbst Parthei. Zuerst wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Dekret seines Beschlusses zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein solches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine solche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine

Vollmacht zum Unterzeichnen schicken, dann wollen wir uns darüber besprechen. Die Sache soll öffentlich werden, das ist meine gute Absicht. Zu gewinnen ist unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Masse für mich thäten, so wäre es schön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken lassen, und ihn nach Frankfurt schicken. Ich muß aber darin sprechen dürfen auf meine Weise. Das, fürchte ich, schüchtert ihren guten Willen zurück. R * * * Rath werde ich auf keine Weise in dieser Sache verschmähen, sobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen persönlichen Vortheil allein habe ich eine schwache Zunge und eine stumpfe Feder. — Die Angst für mein Nassauer Geld ist lächerlich. Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache seinen ganzen Kre-

dit umstoßen solle? Aber Euere Furcht ist bezeichnend genug. Wie weit muß es in Deutschland gekommen seyn, daß man solche Gewaltthätigkeiten für möglich hält?

Aus Campe's Brief theile ich Ihnen in meinem Nächsten einiges mit. Heute nur, so viel das Papier verstattet. Menzel schrieb ihm: „Sie werden meine in diesen Tagen er„schienene Kritik der Börneschen Briefe erhal„ten. Kein Verbot, keine Winkelkritik, wird „je im Stande seyn, Börne den wohlverdien„ten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein Genie „sichert ihm für alle Zukunft eine der ehren„vollsten Stellen unter den ersten unserer Lite„ratur. Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem „wahren Patrioten im höchsten Grade achtungs„werth. Selbst das frivole Hundegebell, das „sich gegen ihn erhebt, ehrt ihn, und die „Nachwelt wird es erkennen."

In einem neuen Zeitungs-Artikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich selbst kein Hofrath wäre; erboßt gegen die Reichen, weil ich arm sey; erboßt gegen die Fürsten, weil ich *keine Hoffnung hätte, je selbst ein Fürst zu werden.* Ist das nicht himmlisch? Reden Sie. Ich arm? Ist mein Herz allein nicht eine Million werth? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verschmähen Sie sie nicht; ich kann doch noch einmal Fürst werden. In Versteigerungen kauft man oft die kostbarsten Sachen um weniges Geld.

